



# Panoptica

frauen.kultur.tirol

2014





# Inhalt

## frauen.kultur.tirol

Vorwort: Landesrätin Dr. Beate Palfrader	Seite 3
Einleitung	Seite 5
<b>KULTUR</b> Porträt: Das Theater, eine starke Frau zu sein – <i>Claudia Lang</i> Renate Linser-Sachers	Seite 6
Manchmal komme ich mir vor wie die Fernglasfrau aus dem Dorf. Notizen von unterwegs Gabriele Wild	Seite 10
Anmut, Grazie, Power? Weibliche Tanzperformance in Tirol Ursula Strohal	Seite 16
Zwischen, mitten und vorerst. Frauen in der „alternativen“ Kulturszene – und mittendrin ich Florentine Prantl	Seite 22
<b>KUNST</b> Porträt: Eine erfrischend Unschubladisierbare – <i>Claudia Hirtl</i> Edith Schlocker	Seite 28
Frau, Kultur und Recht. Worauf KünstlerInnen bei Ausstellungen in öffentlichen Lokalen achten sollten Verena Pahl	Seite 34
„Auf dass sie mit ihrem Pinsel keine wollüstigen Ideen erwecken...“ Inge Praxmarer	Seite 38
Das verlorene Paradies und wieder zurück. Maria Peters	Seite 44
<b>KALEIDOSKOP</b> Multitasking auf dem Land: Die Bäuerin des Jahres – <i>Monika Hueber</i> Silvia Albrich	Seite 50
Und bis du nicht willig... Frauen und Gewalt Ulla Furlinger	Seite 56
Warum Männer Autos und Frauen Pferde lieben... Laetitia Dufner	Seite 62
Blutsteine und Mondphasen – Von traditionellem Volksglauben zu Esoterik Birgit Maier-Ihrenberger	Seite 68
<b>KALEIDOSKOP ... DES MANNES</b> Wesen FRAU: Von Geheimnissen umwoben ...aus der Sicht von Vater (55) und Sohn (25) Manfred und Simon Wegleiter	Seite 74
Autorinnen und Autoren	Seite 82



# Vorwort

Frauen in der Kunst – das war über viele Jahrhunderte hinweg eine recht „überschaubare“ Angelegenheit. Frauen hatten bedingt durch gesellschaftliche Konventionen wenige Möglichkeiten, sich künstlerisch zu betätigen. Zudem wurde Geschichte überwiegend von Männern geschrieben. Dadurch hatten es Frauen generell, aber ganz besonders außergewöhnliche Frauen schwer, in einer ihnen angemessenen Form zu „überleben“. Frauen waren nicht nur in früheren Gesellschaften, sondern auch im kollektiven Gedächtnis meist Außenseiterinnen. Mit ganz wenigen Ausnahmen wurden Frauen nicht als Subjekte der Geschichte wahrgenommen, sondern als Objekte und Projektionsflächen. In die Geschichtsbücher fanden sie meist nur als Muse, Geliebte oder Ehefrau eines berühmten Künstlers Eingang, Kompositionen oder Gedichte wurden ihnen gewidmet, sie wurden – gehüllt in prunkvolle Gewänder – als Exempel der Schönheit und Anmut porträtiert oder als Objekt der Begierde und Leidenschaft nackt dargestellt. Was hinter der äußeren Fassade steckte, blieb vielfach im Verborgenen.

Im Laufe des 20. Jahrhunderts hat sich die Position der Frauen in Kunst und Kultur gewandelt. Frauen spielen mittlerweile eine bedeutende aktive Rolle im Kunst- und Kulturbetrieb und bekleiden auch immer öfter Leitungsfunktionen. Auch in den vielen Kulturvereinen und kleinen Initiativen am Land sind es Großteils Frauen, die mit Engagement Kulturarbeit vor Ort leisten. Die Vielfalt des weiblichen Kunst- und Kulturschaffens in Tirol stärker sichtbar zu machen und in das Bewusstsein der Öffentlichkeit zu rücken, ist das Anliegen von Panoptica, dem Sonderheft der Kulturberichte des Landes Tirol zum Thema „Frauenkultur“. Die vorliegende zweite Ausgabe von Panoptica beinhaltet ein spannendes Potpourri an Beiträgen und zeigt, wie sehr Frauen das Kulturgesehen in Tirol prägen. Die Bandbreite reicht von der Bildenden und Darstellenden Kunst über den Tanz bis hin zur alternativen Kulturszene. Dabei werden nicht nur besondere Persönlichkeiten porträtiert, die die Vielfalt des kulturellen Schaffens der Frauen in Tirol wi-



Foto: Land Tirol/fotowerk aichner

derspiegeln, sondern auch interessante Einblicke in unterschiedliche weibliche Lebenswelten gewährt. Außerdem werden Themen aufgegriffen, die Frauen bewegen bzw. besonders betreffen wie beispielsweise das Thema „Frauen und Gewalt“. Panoptica will nicht nur unterhalten, sondern auch zum Nachdenken anregen und animiert dazu, Rollenklischees zu hinterfragen und Schubladisierungen beiseite zu lassen. Die Beiträge sind wiederum gegliedert in die Bereiche „Kunst“, „Kultur“ und „Kaleidoskop“ und stammen alle aus der Feder von Frauen mit Ausnahme des Kaleidoskops des Mannes, wobei sich diesmal zwei Männer – Vater und Sohn – gemeinsam der geheimnisvollen Welt der Frauen annähern. Ich danke alle AutorInnen für Ihre Beiträge und ganz besonders der Redakteurin Petra Streng für die gelungene Zusammenstellung der Themen. Ich hoffe, dass die vorliegende Ausgabe von Panoptica von der weiblichen, aber auch von der männlichen Leserschaft mit Interesse angenommen wird und lade dazu ein, sich mit der Lektüre von Panoptica auf eine spannende Entdeckungsreise durch die weibliche Tiroler Kunst- und Kulturszene zu begeben!

*Dr. Beate Palfrader*

Dr. Beate Palfrader  
Landesrätin für Bildung und Kultur

## **Impressum**

Eigentümer, Herausgeber, Verleger:

© Amt der Tiroler Landesregierung

Für den Inhalt verantwortlich: HR Dr. Thomas Juen, Abteilung Kultur, Leopoldstraße 3/4, 6020 Innsbruck; email: kultur@tirol.gv.at

Fotos: Titelseite: Bauerngarten Kappl - Land Tirol/Schönherr, Bergiselschanze - Martin Schönherr, Feuertänzerin - TVB Innsbruck und seine Feriendörfer, Frauenausstellung Hofburg 2009 - LAAC Architekten, lesende Frau - Petra Streng, Ensemble Aufstrich - Martina Natter

Redaktion: Dr. Petra Streng · Druck- und Gesamtherstellung: Hernegger Offsetdruck GmbH., Stadlweg 13, 6020 Innsbruck

Die mit Namen gekennzeichneten Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder.

# Einleitung

In der neuen Ausgabe der Panoptica.frauen.kultur.tirol werden auch 2014 spannende Ein- und Ausblicke in weibliche Lebenswelten gegeben. Die inhaltliche Ausrichtung und Konzeption konzentriert sich erneut um Kultur, Kunst und das Kaleidoskop.

Die Porträts in dieser Ausgabe thematisieren drei Frauenpersönlichkeiten, die in ihrem Leben, in ihrem Wirken Spiegelbilder vom Frausein darstellen: Vorhang auf also für Claudia Lang, eine Grande Dame des (Volks)Theaters, Spurensuche in den Werken der unschuldladischen Künstlerin Claudia Hirtl und was das so viel gepriesene Multitasking wirklich heißt, beweist die Bäuerin Monika Hueber.

Ganz nah am weiblichen Kunst- und Kulturgeschehen präsentieren sich Beiträge, die die weibliche Tanzperformance thematisieren, das Arbeiten in der alternativen Kulturszene mit kritischem Blick durchleuchten oder das Reisen und die damit verbundenen weiblichen Eindrücke ins Zentrum stellen. Einen ganz pragmatischen Zugang verspricht ein Beitrag, der sich ganz konkret mit rechtlichen Aspekten im Ausstellungswesen auseinandersetzt.

Ein Querschnitt zu männlichen und weiblichen Sichtweisen von Rollenbildern am Beispiel von Porträts findet seine kongeniale Ergänzung in der sehr persönlichen Sichtweise einer Künstlerin, die ihre Heimaten und ihr Arbeiten als unplanbaren Werdegang dokumentieren.

Die Kaleidoskop-Beiträge laden zum Nachdenken, z.T. auch zum Schmunzeln ein. Etwa „Gewalt und Frauen“, ein stets präsent Thema, das allein mit Statistiken nicht zu erklären und verstehen ist oder wie alter, traditioneller Volksglaube beliebig in der Esoterik ge- und missbraucht wird. Eine besondere Symbiose wird dem Phänomen Frau und Pferd nachgesagt – kulturgeschichtliche und persönliche Einblicke nehmen dazu Stellung.

Last not least kommt auch das männliche Kaleidoskop in dieser Ausgabe der Panoptica zum Tragen. Diesmal mit einer Quotenerhöhung: Denn Vater und Sohn kommentieren pointiert ihre ganz persönlichen Sichtweisen, sie versuchen, um es salopp zu formulieren, das Wesen Frau zu ergründen.

Das Kaleidoskop weiblicher Lebenswelten in Tirol, der Blick in Geschichte und Gegenwart, spiegelt sich in dieser Ausgabe der Panoptica wider. Bekannt, fremd anmutend, verzerrt, real - und gerade dadurch lebensnah.

**Petra Streng  
Redaktion**



EINLEITUNG



# Claudia Lang - Das Theater, eine starke Frau zu sein

*Renate Linser-Sachers*

Ihr Name ist untrennbar mit der historischen Figur der Anna Stainer-Knittel alias „Die Geierwally“ verbunden: Claudia Lang, die auf der Freilichtbühne im Lechtaler Elbigenalp in dieser Rolle mehr als nur brillierte - sie war einfach die Geierwally. Das Portrait einer Frau, die sich in der theatralischen Männerdominanz behauptet und die ihr auf den Leib geschneiderte Rolle in die Neuzeit transferiert.

So wie die 1841 geborene Anna Stainer-Knittel bereits damals das Bild einer selbstbewussten, natürlich starken Frau zeichnete und mit ihrer der Zeit meilenweit vorausseilenden Willensstärke Tabus durchbrochen hatte (man nehme nur u.v.a. das Beispiel, dass sie es wagte, an der für Frauen nicht zugänglichen Münchner Kunstakademie zu studieren), symbolisiert das Wirken von Claudia Lang und ihre Theatergeschichte auch Jahrhunderte später.

Die langjährige Leiterin und Mitbegründerin der Geierwally Freilichtbühne in Elbigenalp, über die Grenzen Tirols bekannte SchauspielerIn, Regisseurin, Autorin und Theaterpädagogin im Gespräch von Frau zu Frau.

*Panoptica: Wie sind Sie auf die Bretter, die dann die Welt bedeuten sollten, gekommen?*

Claudia Lang: Aus dem Bauch heraus, ich wusste gar nichts von meinem Talent – zumal mir in der Volksschule vermittelt wurde, „das“ gar nicht zu können. Drei meiner vier Kinder waren schon auf der Welt, als ich mich in einem Bauernstück versuchte. Von da an hatte ich Feuer gefangen, besuchte Theaterworkshops, nahm Sprechunterricht, erlernte das Regie führen – ich wollte alles, was mich in diesem Metier interessierte, ganz genau wissen und hinterfragen. Ich begann, selbst Fortbildungen zu organisieren, um im ländlichen Raum nicht stehen zu bleiben und neben Bauernschwänken, die ich toll finde, einen Umbruch im Repertoire herbeizuführen. Dann folgten Bühnenauftritte auch über die Grenzen des Außerferns hinaus, bis mich das Thema „Geierwally“ – verbunden mit der Vision einer Freilichtbühne - in den Bann gezogen hatte und nach zwei harten Vorbereitungs Jahren 1993 erstmals aufgeführt worden war. Geschrieben von Felix Mitterer, unter der Regie von Eckehart Schönwiese und mit mir als Hauptdarstellerin.

*Panoptica: Niemand konnte ahnen, welcher Stein damit ins Rollen gekommen war ...*

Claudia Lang: Nein, wir haben uns damals ziemlich weit aus dem Fenster gelehnt, als wir in den Bau der



Claudia Lang 2003 in ihrer Paraderolle als „Die Geierwally“ aus der Feder von Felix Mitterer, im Bild mit „Kletter“ Willi Feineler, Foto: privat

Bild links: Claudia Lang - mit beiden (Theater-)Beinen fest im Leben verankert, Foto: Renate Linser-Sachers



Berührende Schauspielkunst auf der Geierwally Freilichtbühne Elbigenalp, Foto: privat

Freilichtbühne drei Millionen Schilling investierten – was nur mit voller Unterstützung des Tourismusverbandes möglich gewesen war. Damit, dass das Stück, aufgeführt in wildromantischer Naturkulisse, von der Stunde null gleich so einschlägt, haben wir nicht gerechnet. Jede Vorstellung war pumpvoll, die Leute sind schon um 14 Uhr gekommen, um möglichst weit vorne einen Platz zu ergattern und uns hören zu können. Denn mit der Stimme gegen den rauschenden Bach als natürlich gewachsene „Requisite“ anzukämpfen, war die größte Herausforderung. Wir mussten richtiggehend schreien, um verstanden zu werden. Und letztendlich dann im zweiten Jahr mit Headsets arbeiten – was bei einem Stückpreis von 40.000 Schilling (für ein 20-köpfiges Schauspielerteam) ein Riesenloch in unser Budget gerissen hatte. Und der Technik viel Kopfzerbrechen bereitet und erst einige Jahre später wirklich funktioniert hat.

Gegen die äußeren Bedingungen konnten wir allerdings nichts unternehmen, die Wetterinstanz Karl Gabl war unser ständiger Ansprechpartner. In den letzten zehn Tagen wurden bei Wind und Wetter alle Karten abgespielt, das Publikum ließ sich nicht irritieren, keiner wollte sein Geld zurück.

*Panoptica: Wie ging es nach dem Riesenerfolg der Geierwally weiter?*

Claudia Lang: Es folgte u.v.a. „Stigma“, wo wir bei fünf Grad Celsius und Dauerregen aufgetreten sind – die schlechteste Saison überhaupt, es gab keine einzige trockene Vorstellung. Dann die „Schwabenkinder“, für die ich schon die Alleinverantwortung als künstlerische Leiterin getragen hatte. In dieser Pha-



„Die Geierwally“ in der ersten Spielsaison 1993, im Bild mit „Adler“ Burkhard Moosbrugger, Foto: privat

se wurde die Freilichtbühne überdacht (von Harald Prechtel selbst konstruiert, geplant und gebaut), um jede Aufführung spielen zu können. Das war ein Meilenstein in der Geschichte der Freilichtbühne Elbigenalp.

2013, im 20. Jubiläumsjahr der Bühne, wurde die Geierwally in neuer Version von Felix Mitterer gespielt – mittlerweile ohne mich, da ich die leitenden Agenden nach so vielen Jahren zurückgelegt hatte. Wir waren am Plafond angelangt, der Wechsel war ein wohl logischer Schritt – auch wenn ehrlicherweise als nunmehriges Ehrenmitglied bei mir der Nachgeschmack eines „weg geehrt Werdens“ schon auch Molltöne verursacht. Mit Bernhard Wolf als meinem Nachfolger, für den ich so etwas wie seine Bühnenmutter gewesen war, beginnt nun eine neue Ära. (Und jetzt eine männliche ..., Anm.).

*Panoptica: Wie viele Steine werden dem Frausein (nicht nur) in Kulturbetrieben in den Weg gelegt?*

Claudia Lang: Es war nie einfach, in dieser Männerwelt zu bestehen. Ich habe immer das Gefühl gehabt, 150 Prozent geben und beweisen zu müssen, um ernst genommen zu werden. Dieser überdurchschnittliche Einsatz war aber oft auch noch zu wenig. Eine Frau darf zwar erfolgreich sein – aber erfolgreich an der Spitze zu stehen und sich dabei nichts gefallen zu lassen, ist dann einfach zu viel. Was sicher immer wieder Wunden geschlagen hat und schlägt, ist der achtungslose Umgang der Männer mit uns Frauen, davon können garantiert viele Geschlechtsgenossinnen, vor allem in Führungspositionen, ein gleiches Lied singen.

*Panoptica: Wie leben Sie jetzt Ihre Kreativität aus?*

Claudia Lang: Ich habe bisher zwölf große Stücke geschrieben, die alle auf verschiedenen Bühnen erfolgreich aufgeführt wurden. Derzeit bin ich gerade an einem neuen Stück dran, die Recherchen sind abgeschlossen, die Hälfte ist bereits auf Papier gebracht. Ich habe Auftragsarbeiten in Deutschland und weiters eine Schamanenausbildung absolviert. Ich bin unterwegs mit Jahreskreisritualen, die öffentlich zugänglich sind, beschäftige mich mit der Mythologie und Erdenergetik. So feiere ich etwa die Sommersonnwende mit vielen anderen gleich gesinnten Menschen auf einem ganz neuen Level und empfinde eine große Dankbarkeit für Mutter Natur. Durch diese Ausbildung habe ich eine tiefe Ruhe und Gelassenheit erlangt, die mich viele Dinge, die verletzten und letztendlich auch krank machten, heute aus einem anderen Blickwinkel und mit einer neuen Perspektive sehen lässt.

*Panoptica: Welches Umfeld gibt Ihnen Kraft?*

Claudia Lang: Ich habe vier Kinder zwischen 28 und 40 Jahren und acht Enkel. Ich bin eine glückliche Mutter und Oma und habe im August 2013 meinen 60. Geburtstag mit der ganzen Familie in der Toskana gefeiert. Alle meine Lieben, 15 Stück an der Zahl, haben sich extra dafür eine Woche Urlaub genommen. Das war ein wunderbares, erfüllendes Erlebnis. Mein jüngstes Enkelkind Kassian wurde im Oktober 2013 geboren – eine Hausgeburt, bei der ich mit tiefen Emotionen dabei sein durfte!

Ich lebe mittlerweile nach der Devise, auf das zu schauen, was mich nährt, schön war und verbindet. Und nicht, was mich ausgezehrt und verletzt hat. Eine heilende Erkenntnis, mit der ich nun kommende neue, spannende Projekte angehen kann.

*Panoptica: Nochmals zurück zu Ihrer Paraderolle, der Geierwally. Wie viel von ihr steckt in Ihnen? Welche Parallelen ziehen Sie zum heutigen Frauenbild?*

Claudia Lang: Die Geierwally, also Anna Stainer-Knittel, hatte wohl die gleiche Muttermilch bekommen, ich fühle mich ihr sehr nahe. Die moderne Geierwally kämpft jedoch leider immer noch um Anerkennung und Achtung, was ihr auch heute noch gerne verwehrt wird. Wir müssen also stetig in Geierwally's Sinn weiterkämpfen – egal, ob vor oder hinter der Bühne, mit oder ohne Scheinwerferlicht. Die Rolle der Frau ist eine lebenslange.

## **CLAUDIA LANG**

*Geboren 1953 im Sternzeichen des Löwen, wohnhaft in Wängle im Außerfern, stolze Mutter von vier Kindern und acht Enkeln, absolvierte als „Spätzünderin“ von 1998 bis 2000 eine Ausbildung als Theaterpädagogin in Innsbruck, ließ ihre Stimme schulen und widmete sich intensiv in diversen Kursen und Fortbildungen den Themen Theater und Volksschauspiel.*

*Mitbegründerin und langjährige Leiterin der Geierwally Freilichtbühne Elbigenalp, Schauspielerin mit vielen tragenden Hauptrollen, Regisseurin, Autorin und Neo-Schamanin. Konsulent-, Erzähl- und Spieltätigkeiten für diverse ORF-Beiträge sowie „Weiß-Blau-Geschichten“.*

## **EHRUNGEN:**

*2003 Landesverband der Tiroler Volksbühnen und Kultur Land Tirol für besondere und herausragende Leistungen um das Tiroler Volksschauspiel*

*2005 Verdienstkreuz des Landes*

*2013 Ehrenmitglied der Geierwally Freilichtbühne Elbigenalp*



Nahrung für die Seele aus und in Mutter Natur: Claudia Lang, die Geierwally der Gegenwart, Foto: Renate Linser-Sachers



# Manchmal komme ich mir vor wie die Fernglasfrau aus dem Dorf.

Notizen von unterwegs: Eine Collage über das Reisen und das Schreiben mit C. H. Huber, Petra Maria Kraxner, Irene Prugger und Carolina Schutti

*Gabriele Wild*

Die am Zugfenster vorbeiziehende Landschaft, der Geruch eines heißen Tages in einer fremden Stadt, das Geräusch, wenn im Herbst schwere Schuhe auf heruntergefallene Blätter steigen: Schon das Unterwegs-sein an sich schärft die Sinne und regt zu einer intensiveren Auseinandersetzung mit der neuen Umgebung an. Eine Auseinandersetzung, die durch die literarische Verarbeitung der Reise zusätzlich verstärkt wird. Stimmen, Geräusche und Gerüche, Farben, Atmosphären und Landschaften – im Schreiben wird den gesammelten Eindrücken eine neue Bedeutung in einem neuen Kontext zugewiesen. Was am Beginn der Geschichten, Romane und Gedichte stand, bleibt für die Lesenden der fertigen Texte aber stets im Dunklen. Jene produktive und intensive Phase zwischen dem Aufbruch und dem Rückzug am Schreibort, in der Autorinnen und Autoren sammeln, notieren, fotografieren, sortieren und verwerfen. Vielleicht ist später eine einzelne Notiz ausschlaggebend: Für den ersten Satz, für den

ersten Absatz oder für die Konstruktion eines ganzen Romans? Die Tiroler Autorinnen C. H. Huber, Petra Maria Kraxner, Irene Prugger und Carolina Schutti haben in ihren Notizen gekramt und geben Einblick in ihr Reise- und Schreibleben:

## **Mich selbst neu kennenlernen (Irene Prugger)**

Unterwegs zu sein bedeutet in Petra Maria Kraxners Augen „den Blickwinkel“ ändern. Damit dies gelingt, möchte die Verfasserin von Bühnentexten und Gedichten aber vorbereitet sein: „Ich bin ein regelrechter Vorsorge-Freak“, meint sie, ohne Reiseführer, Stadt- und Fahrpläne sowie Informationen aus dem Internet würde sie nie losfahren. Ähnliches sagt Carolina Schutti über ihre Recherchereisen, die sie zuletzt nach London führten: „Ich fahre mit Zeitplan. Alles andere macht mich nervös.“ Wenn Carolina Schutti reist um für ein Buch zu recherchieren, dann bedeutet das für sie „sehr gut vorbereitete Arbeit, dichte Tage, um nur ja keine Stunde zu vergeu-



Fotonotiz aus London von Carolina Schutti, Foto: Carolina Schutti  
Bild links: Fotonotiz von Irene Prugger, Foto: Irene Prugger



Fotonotiz von Irene Prugger bei der Arbeit an den den „Almgeschichten“, Foto: Irene Prugger

den.“ Recherchieren, das heißt für die Journalistin und Autorin Irene Prugger, gut über das Reiseziel informiert zu sein, um möglichst effizient arbeiten zu können. Dennoch möchte die Verfasserin der „Almgeschichten“, für die Irene Prugger 31 Almen und deren Bewohner und Bewirtschafter porträtierte, auch Unvorhergesehenem Raum lassen und sich „von Ereignissen, Begegnungen, Menschen und unerwarteten Entdeckungen“ überraschen lassen. Unvorbereitet macht sich C. H. Huber auf den Weg. Der Kurzprosaikerin und Lyrikerin, deren Gedichte sich immer wieder um Alltagsbeobachtungen aus verschiedenen kleineren und größeren Reisen drehen, reichen „besonders offene Augen und Sinne“ im Reisegepäck.

#### **Meine Aufmerksamkeit als Reisende ist generell die einer Schreibenden (C. H. Huber)**

„Mein Reise-Blick ist auch mein Schreib-Blick“, ist Irene Prugger überzeugt. „Es ist schlichtweg der Blick mit dem ich durchs Leben gehe. Ein Blick, der ganz unbeabsichtigt immer meine innere Gemütsstimmung mit einbezieht.“ Einem Blick, dem, je nach Laune, auch einmal etwas entgehen kann, wie die Autorin meint: „Manchmal lässt mich etwas kalt, was mich sonst möglicherweise sehr berühren würde und umgekehrt.“ Carolina Schutti sieht sich als Reisende durchaus zweigeteilt. Auf Privatreisen versucht sie eher abzuschalten, ihren Blick ruhen zu lassen. Als Schreibende jedoch ist ihre Aufmerksamkeit auf jedes Detail gerichtet: „Ich fühle mich

richtiggehend auf der Suche nach etwas, scanne sozusagen die Umgebung, was natürlich anstrengend, aber fast immer lohnenswert ist.“

#### **Magische Momente sind oft nicht zu beschreiben und gehören zum inneren Erinnerungs- und Gefühlsreichtum. (Irene Prugger)**

„Eine Szene, das Bild einer Landschaft, ein Gefühl, Worte, ein bestimmter Mensch“ – C. H. Huber spricht über Eindrücke, die sich ihr aufzwingen, zunächst unbewusst, ohne dass sie gleich notiert werden, „später, im Bewusstwerden durchforste ich meistens zusätzlich die Umgebung, um weitere Inputs zu bekommen.“ Die Intensität der Sinneswahrnehmungen bestimmt, ob Petra Maria Kraxner den Stift zu einer Notiz ansetzt: „Starke Eindrücke haben eine längere ‚Halbwertszeit‘, die kommen immer und immer wieder und wollen in den Text.“ Es gibt aber auch Momente, in denen Stift und Notizzettel einfach unberührt bleiben sollten, meint Irene Prugger: „Manchmal muss man die Dinge auf sich wirken und die Ereignisse unkommentiert geschehen lassen. Es muss auch nicht alles literarisch oder sonstwie verwertbar sein.“

#### **Manchmal komme ich mir vor, wie die Ferngläserfrau aus dem Dorf, in dem ich aufgewachsen bin. (Petra Maria Kraxner)**

„Ich versuche, die Stimmung an den Orten einzufangen, die ich besuchen wollte, um den Text authentisch werden zu lassen“, beschreibt Carolina

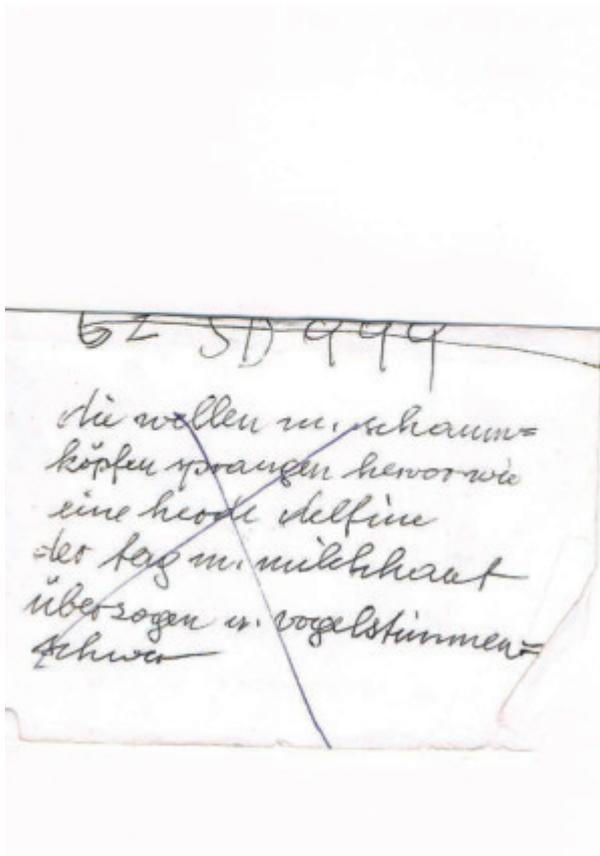
Schutti ihre Art des Beobachtens. Besonders achtet sie auf „Details, die man im Internet nicht findet, wie Graffiti, Kanaldeckel oder Verzierungen in U-Bahn Stationen“. Dazu gehört für die Autorin auch eine besonders aufmerksame Wahrnehmung von Geräuschen und Gerüchen. C. H. Hubers Blick fällt meist dorthin, wo andere eher vorbeischaun, auf das Unscheinbare. Erst im zweiten Blick drängt sich der Autorin der Vergleich mit einem anderen Bild auf, „das man normalerweise nicht mit dem Gesehenen in Verbindung bringen würde. Oft überlagern Erinnerungen und Stimmungen das soeben Erlebte oder Gehörte. Auf diese Weise entstehen Metaphern.“ Auch Irene Prugger unterscheidet mehrere Ebenen des Erfassens der fremden Umgebung. Am Beginn steht der sinnliche Eindruck: „Liegt ein gewisser Duft in der Luft? Ist es ruhig oder laut?“ Erst dann folgt die Neugier und mit ihr das analytische Denken: „Warum riecht es hier so, wodurch wird die Ruhe gestört, was hat diese Landschaft geprägt?“ Es ist die Schrift, die Petra Maria Kraxner meistens als erstes ins beobachtende Auge sticht: „Verbotverordnungen, Plakate, Graffiti, Zettel, die an Litfaßsäulen kleben.“ Ob hingeschmiert oder ordentlich gedruckt, im Geschriebenen liegen oft schon kleine Geschichten verborgen oder zumindest deren Anfänge: „Weggeflogene Papageien, wiedergefundene Zahnsparagen, Lisa die Lotte liebt oder das kulinarische Highlight des Tages ‚Grünspargel mit leckä Lacks.‘“ Sieht sich Petra Maria Kraxner selbst beim Beobachten zu, fühlt sie sich oft an die „Fernglasfrau“ aus dem Dorf, in dem sie aufgewachsen ist,

erinnert: „An der ist kein Auto, keine Fremdgeherin und kein Marder ungesehen vorbeigekommen.“

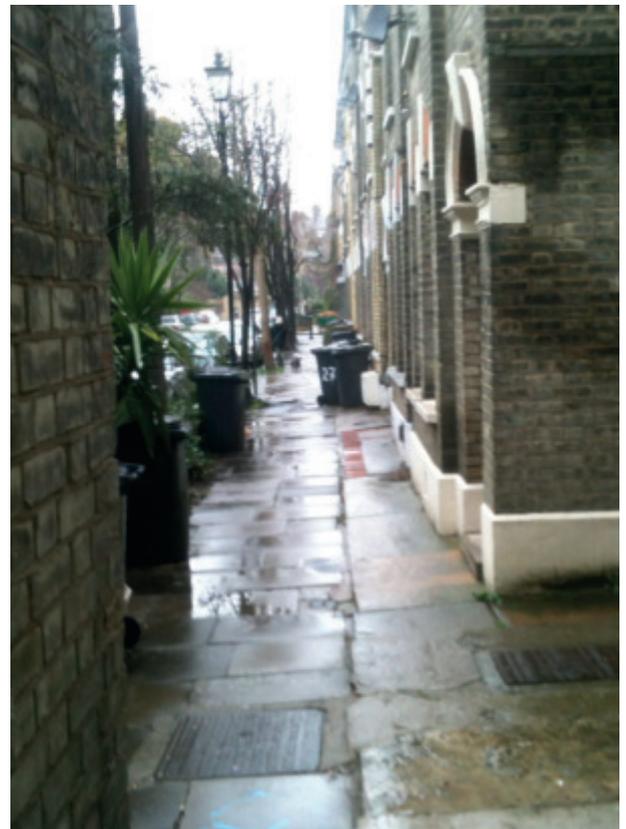
**In meinem Kopf muss ein Film entstehen, der nicht durch feststehende Formulierungen blockiert werden darf. (Carolina Schutti)**

Meistens genügen Irene Prugger ein paar Stichworte, um die Eindrücke auf Reisen festzuhalten. „Manchmal aber“, so sagt sie, „formen sich bereits während des Beobachtens druckreife Sätze oder Absätze, die ich, wenn möglich, sofort aufschreibe. So perfekt wie in diesem Moment kommen sie nie wieder.“ Ein Wort reicht aus, damit C. H. Huber sich eine bestimmte Situation oder Stimmung wieder herholen kann, „sogar nach Monaten oder Jahren.“ Auch für Petra Maria Kraxner sind Stichworte wichtig, um sich später orientieren zu können: „Dinge, die ich genauer recherchieren möchte oder sollte. Neue Wörter oder (für mich) Schönklingendes. Oder ich notiere Gedanken, die sich aufdrängen, z.B. steht auf dem Notizzettel dann: ‚Detailtreue wird v. Klang überboten.‘“

„Ich habe oft versucht, ein ordentliches Notizbuch zu führen, es ist aber hoffnungslos“, sagt Carolina Schutti. „Ich schreibe sehr ungern mit der Hand, da ich so viel zu langsam bin. Außerdem habe ich für mich festgestellt, dass zu genaue Notizen blockieren“. Für Carolina Schutti bot die Technologie des I-Phones neue Möglichkeiten des Sammelns von Eindrücken: „Ich fotografiere mit dem I-Phone, kopiere die Fotos in eine Tabelle und kommentiere erst im Nachhinein in der zweiten Spalte. Fotos genügen



Notiz von unterwegs von C. H. Huber, Foto: C. H. Huber



Fotonotiz mit dem I-Phone aus London von Carolina Schutti, Foto: Carolina Schutti

meinen Zwecken vollkommen, die Kommentare dienen nur der Verortung.“

### **Ärgern werde ich mich stets über die verlorenen Worte und Ideen! (C. H. Huber)**

Und was passiert, wenn man einmal ohne Schreibzeug das Haus verlässt und ein Gedanke kommt einem in den Sinn, der unbedingt notiert werden sollte? Wie hält man sie fest, die „innere Notiz“? Wenn in Petra Maria Kraxner unvermutet eine Idee für ein neues Stück oder ähnliches auftaucht, dann ist es für die Autorin wichtig, sie jemandem zu erzählen: „Durch das Aussprechen nimmt die Geschichte Gestalt an; im besten Fall, bringt diejenige, der ich den Plot erzähle, noch zusätzliche Impulse ein. Wenn ich alleine bin, dann sage, summe oder singe ich das, was ich nicht vergessen will einfach laut oder leise vor mir her, in Wiederholungsschleife, so bleibt es auf jeden Fall hängen.“ Eine gegenteilige Methode verfolgt Carolina Schutti, wenn sie einen Einfall festhalten will: „Diese inneren Notizen (wenn sie wirklich wichtig sind) halte ich fest, bis ich zu Hause bin. Ich rede dann auch mit niemandem, um sie nicht zu vergessen.“ Wenn Reiseeindrücke dem „Land des Vergessens anheimfallen“, sieht das Irene Prugger gelassen: „Man muss beim Erzählen immer eine Auswahl treffen. Es ist nicht die schlechteste Methode, wenn das Gedächtnis diese Auswahl besorgt.“ Für C. H. Huber ist es schwer zu akzeptieren, dass gute Ansätze oft einfach verloren gehen: „Vor allem nachts passiert es mir häufig, einen guten Ansatz nicht festhalten zu können. Meist bleibt davon nur ein vages Bild oder das Bedauern meiner Unfähigkeit des Erinnerns zurück.“ Ein Trost ist ihr das Reflektieren über diese Unfähigkeit im Gedicht, was sich für die Autorin auch immer wieder als gewinnbringend herausstellt.

### **Manchmal blättere ich durch die Schachteln und finde Sätze, die sich als ganz brauchbar erweisen. (Carolina Schutti)**

Ein richtiges Notizen-Archiv „gibt es nicht“, meint Petra Maria Kraxner, zur Weiterverarbeitung überträgt die Autorin ihre Notizen in den Computer. Irene Pruggers Reisenotizen, die sie literarisch verwerten will, werden in einem eigenen Heft gesammelt. Auch C. H. Huber legt eine Zettelmappe an, „die ab und zu, eigentlich viel zu selten, durchforstet wird.“ Von Carolina Schuttis Reisen bleibt im Grunde „nicht mehr als ein knapp dokumentiertes Fotoalbum.“ Vereinzelt Notizzettel werden dennoch nicht vernichtet und für Schreib-Durststrecken aufbewahrt. Sie können manchmal helfen, den Schreibfluss wieder in Gang zu bringen.

So unterschiedlich die verschiedenen Arten des Beobachtens und Notierens von C. H. Huber, Petra Maria Kraxner, Irene Prugger und Carolina Schutti auch sein mögen: Für alle vier Autorinnen steht am Ende ihrer Reisen der Beginn des Schreibens, die Arbeit an ihren Geschichten, Gedichten und Romanen.

*C. H. Huber, geboren 1945 in Innsbruck, lebt und schreibt in Tirol und Griechenland, zuletzt erschienen: Fort Schreibung. Lyrik der Gegenwart. St. Wolfgang: edition art science 2013.*

*Petra Maria Kraxner, geboren 1982 in Zams, lebt in Berlin, zuletzt aufgeführt: Die gesetzliche Verordnung zur Veredelung des Diesseits. UA Wien Burgtheater 2013.*

*Irene Prugger, geboren 1959 in Hall i. Tirol, lebt und arbeitet in Mils, jüngste Publikationen: Letzte Ausfahrt vor der Grenze. Erzählungen Haymon Verlag 2011, Südtiroler Almgeschichten. Edition Löwenzahn 2012.*

*Carolina Schutti, geboren 1976 in Innsbruck, lebt in Arzl, zuletzt erschien: Einmal muss ich über weiches Gras gelaufen sein. Salzburg: Otto Müller 2012.*



Fotonotizen von Petra Maria Kraxner, Foto: Irene Prugger



Fotonotiz von Carolina Schutti, Foto: Carolina Schutti



# Anmut, Grazie, Power? Weibliche Tanzperformance in Tirol

*Ursula Strohal*

„Mich interessiert nicht, wie sich jemand bewegt, sondern was ihn bewegt. Tanz weckt Erinnerungen, Gefühle, Hoffnungen. Das verbindet uns alle.“

Pina Bausch

Der erste Tanzstar hieß Terpsichore, war weiblich und eine antike Muse. Sie verführte blumenbekrönt mit ihren schönen Bewegungen und schuf Emotionalität. Matriachale Tänze stellten grundlegende Ereignisse wie Geburt, Hochzeit, Initiati-on, Tod, zyklische Wiederkehr, Jagd und Ernte dar. Frauenbrauchtum und Frauenbünde verstärkten die Anlasstänze rund um Kindstaufen, handwerkliche Tätigkeiten wie in den Spinnstuben usw., die in Volkstänzen als Restformen erhalten sind. Den Tiroler Volkstanz kanalisiert die Arbeitsgemeinschaft Volkstanz Tirol unter dem Motto „Volkstanz ist Ausdruck einer gepflegten Geselligkeit in einer toleranten Gesellschaft.“

Eine Tiroler Besonderheit aus jüngster Zeit sind die Patscher Schellenschlagerinnen, die seit 1958, als sie den Brauch von den Männern übernahmen, jährlich am Unsinnigen Donnerstag tänzelnd durchs Dorf ziehen. Sie zählen, wie Thomas Nußbaumer berichtet, „zu den wenigen rein von Frauen besetzten Fas-

nachtsgruppen in der männerdominierten Welt der Tiroler Fasnacht.“<sup>1)</sup>

Tanz als Ausdruckskunst wird immer noch als spezifisch weiblich angesehen und sowohl aktiv als auch passiv vorwiegend weiblich frequentiert. Frauen schrieben Tanzgeschichte, Tänzerinnen wurden zu Mythen, und auch, als tanzende Männer sich im 20. Jahrhundert entscheidend emanzipierten, hat sich das Volksempfinden nicht in gleichem Maße mitgewandelt.

Österreich ist kein Land des Tanzes. Tirol macht keine Ausnahme. Allerdings: So verschwindend gering im Land im Gebirge die professionelle Ausbeute an Talenten ist, so groß ist das Interesse des Publikums an tänzerischen Veranstaltungen und temporär auch an tänzerischem Tun. Wobei einzuschränken ist: Auch wenn das Angebot an Tanzaktivität gut angenommen wird, so herrscht im Sinne der Volksgesundheit doch allgemein starker Bewegungsmangel. Die Diskussion um Bewegungsprogramme in Schulen wird zu Recht geführt.

Tirols Ballett-, Tanz- und Volkshochschulen bieten ein reiches Angebot für Kinder, Jugendliche und



Patscher Schellenschlagerinnen, Foto: Mozarteum/Natter

Bild links: Osterfestival Tirol – Helena Waldmann, „BurkaBondage“, Foto: OFT



Tiroler Landestheater, „Das bin ich“ (Laia Garcia Fernandez), Foto: TLT/Larl

Erwachsene: Klassisches Ballett, Jazzdance, Contemporary Dance, Modern Dance, Volkstanz, Step Dance, Hip Hop mit seinen Ausprägungen, ethnisch inspirierten Tanz, Orientalischen Tanz, Gesellschaftstanz, erweitern die sogenannten alternativen Techniken wie Tai Chi und Yoga usw. Die Schulen (ausgenommen Volkshochschulen) werden privat geführt, mit Ausnahme weniger Einzelprojekte wird Basistanz nicht gefördert.

Großzügig dotiert ist der Innsbrucker Tanzsommer, der jedes Jahr große internationale Companien präsentiert. Sie zeigen dem Publikum berausende Programme, repräsentativ, spektakulär und oft akrobatisch jenseits der Schwerkraft. Im Jubiläumsjahr 2014 (20. Geburtstag) treten das Dance Theatre of Harlem, Enigma, die Sao Paolo Dance Company und 7 Fingers auf, in der Jugendschiene mit Stars von morgen erproben auch Tiroler Jugendliche ihre Fähigkeiten. Genderforscher werden beim Tanzsommer nicht fündig.

Wonach aber suchen Genderforscher beim Tanz, wo setzen sie an? Was bedeutet weiblicher Tanz heute? Die österreichische Choreografin Doris Stelzer ironisiert die Frage nach geschlechtstypischen Bewegungsmustern in ihrer „gender jungle – wo man“-Show.<sup>2)</sup>

„Das Ballett ist eine Frau“, sagte der Choreograph George Balanchine (1904-1983). Wie in so vielen Bereichen, ragt das 19. Jahrhundert tief in die Sparte Tanz. Die schönen, zierlichen, schwerelosen Bal-

lerinen des klassischen Balletts, denen die Männer zur Hebungen und zur Staffage dienten, haben sich in die menschliche Sehnsucht nach Vollendung eingegraben. Der Bühnentanz ist aber längst woanders angekommen, die Tänzerinnen sind erstarkt. „Die modernen Tänzerinnen sind sportliche, starke, athletische Frauen, die Männer heben müssen“, sagt die ehemalige Tänzerin Anne O’Boyle, die in Innsbruck klassisches Ballett unterrichtet. Wenn der Sylphiden-Tanz trotz Faszination auch aus der Mode gekommen ist (und die großen Theater wesentlich mehr kosten würde als eine moderne Companie), so ist das klassische Training doch noch international häufigste Grundlage des professionellen Bühnentanzes. Die Technik bleibt kenntlich, darauf kann man beliebig aufbauen, es gibt reichlich klassische Zitate, während der umgekehrte Weg von freieren Formen in die anspruchsvollen Bewegungsmuster der Klassik nicht funktioniert.

Weiblichkeit und Tanz, das bedeutet noch immer physiologische Spezifika, obwohl gerade sie oft aufgegeben werden müssen. Besuch im Tiroler Landestheater bei Ballettmeisterin Martine Reyn und Tänzerin und Choreographin Marie Stockhausen: „Die Frauen machen dasselbe wie die Männer, bis hin zu den Sprüngen, häufig auch das Training. Man muss heute alles können. Das gilt für beide, Männer gehen zum Beispiel auch auf die Spitze.“ Die gegenwärtig 16 internationalen Mitglieder der Tanzcompanie des Tiroler Landestheaters unter der Leitung von Enrique Gasa Valga (acht Frauen, acht Männer)

sind enorm gefordert und bestreiten pro Saison bis zu 112 Vorstellungen. Das bildermächtige Tanztheater am Rennweg wird vom Publikum gestürmt, es gibt eine Menge internationale Gastspielangebote. Frau und Tanz, das heißt auch vorrangig weibliches Publikum, wenn die Veranstalter auch zunehmendes Männerinteresse orten. Männer jeden Alters kommen immer öfter in die Vorstellungen.

Inhaltlich ist eine weibliche Tanzperformance an Frauenthemen auszumachen, nicht aber an der Tanzsprache, am Bewegungsvokabular. Ausnahme ist der Orientalische Tanz bzw. Ägyptische Solotanz, „Raqs Sharqi“, der in seiner fließenden, geerdeten Sinnlichkeit dem ureigenen Ausdrucksspektrum der Frau vorbehalten ist. In seiner esoterischen Ausformung gilt er als weiblicher Heilungsweg, in seiner touristischen, sexistischen Ausbeutung wird er als „Bauchtanz“ verfremdet.

Wenn es um Inhaltliches, um das Wesentliche geht, ist das nonverbale Medium Tanz schwierig zu fassen, die kognitive Erfahrung jedes einzelnen potenziert die Interpretationen. Dilettantismus in der Rezeption abzuwehren, ist im Tanz am schwersten. Deutlich wird das in der Schwierigkeit der sprachlichen Beschreibung. Wie soll man dieses Bewegungsmittel in sprachliche Bilder fassen, ohne seine Bedeutungsschichten zu reduzieren? Selbst Themen sind nicht immer eindeutig auszumachen. Hilfreiche Hinweise öffnen den Kosmos eines Tanzstückes vom Handlungsballett bis zum abstrakten Stück. Oft kommt Weiblichkeit, Männlichkeit über die Rampe,

die Tänzer schaffen es heute aber auch, in gleichen Kostümen fast ununterscheidbar zu sein.

Landestheater-Rückblick: In der Ära Helmut Wlasak (1967-1992) gab es klassisches Ballett, geleitet von Alexander Meissner und dann von der französischen Ballerina Josette Gattineau, die auch selbst choreographierte. Sie holte den aus Ägypten stammenden jungen Tänzer Reda Roshdy ans Haus, der anschließend an seine aktive Karriere bis heute unzählige choreographische Arbeiten im Land verantwortet und am Tiroler Landeskonservatorium unterrichtet. Intendant Dominique Mentha (1992 bis 1999) stellte das klassische Ballett auf modernes Tanztheater um und holte dafür die in München tätige, aus Innsbruck gebürtige Eva-Maria Lerchenberg-Thöny, die die Compagnie klassisch und modern trainierte. Mit ihrer Version von Les Sylphides zu Chopin-Musik und dem zu Pirchner-Musik vertanzten Schönherr-Drama „Der Weibsteufel“ erteilte sie dem klassischen Tanz eine Absage und richtete ihren Fokus auf Frauen, Emanzipation und gesellschaftliche Missstände. Ein Höhepunkt war das Anti-Kriegsstück „Lamento“.

Der expressiven Lerchenberg-Thöny folgte William Anthony mit fließendem Modern Dance. Unter seinen Gastchoreographen fiel Verena Weiss mit einem Göttinnen-Stück auf. Von 1998 bis 2000 regierte die langjährige Erste Solotänzerin der Wiener Staatsoper, Maria Luise Jaska. Sie startete mit einem Alma Mahler-Stück und betonte – Josette Gattineau war



Zarte Erinnerung an die Spitze, Sue Jin Kang als „Madama Butterfly“, Foto: TLT/Larl



Clara Sorzano Hernández als Yang in Enrique Gasa Valgas „Madama Butterfly“ am Tiroler Landestheater, Foto: TLT/Larl



Schülerinnen der Tiroler Ballettschule in einer Choreographie von Beate Stibig Nikkanen, Foto: Nechi

Ballettmeisterin – das klassische Training. Als Gastchoreographen holte sie den renommierten Jochen Ulrich (er starb 2012), den Brigitte Fassbaender, Intendantin des Tiroler Landestheaters (1999-2012), ab Herbst 2000 zum neuen Leiter des Tanztheaters bestellte. Während in weitem Umkreis eine Tanzcompany nach der anderen den Rotstiften zum Opfer fiel, blühte am Tiroler Landestheater das Tanztheater auf.

Ulrichs Stil war höchstästhetisch, elegant, oft kostümbetont. Ihm folgte die Deutsche Birgit Scherzer, wieder mit mehr Frauenthemen. Doch nach Ulrichs Fließen hat sich das Publikum an ihre kantigere Körpersprache nicht leicht gewöhnt. 2009 bestellte Fassbaender den Ersten Tänzer der Company, Enrique Gasa Valga, zum Leiter der Truppe. Er ist mit seiner emotional gesättigten Bildsprache enorm erfolgreich und setzt seinen vertanzten Personenstücken („Georg Trakl“, „Frida Kahlo“, Mein Herr, Othello“, „Beethoven lautlos“) und großen Themenabenden auch abstraktere Gastspielproduktionen entgegen. Seine „Madama Butterfly“ stellte er auf die Spitze. Hin und wieder trennt er die Abende in Frauen- und Männerstücke („Ladies and Gentlemen: Boléro!). Marie Stockhausen choreographierte in „Bitter Sweet“ ihre Liebe zur Natur, sie teilt sich 2014 noch einen Abend mit der Choreographin Natalia Horecna.

Wesentliches zum Tanz und speziell zum Thema Tanz und Frau zeigt seit Jahrzehnten die Galerie St. Barbara. Kleine, wichtige Festivals sind finanzi-

ell abgewürgt worden, in ihrem Osterfestival Tirol aber haben große und kleinere Theaterabende von Anbeginn an Raum. Atemberaubende Vorstellungen waren und sind da zu sehen, inhaltsbezogen, oft mitreißend neu, ethnisch fundiert, häufig mit live-Musik. Ohne feministische Forcierung ist das Thema Frau präsent, mit Choreographinnen, Tänzerinnen, Musikerinnen, in Stücken, Inhalten. Aber auch hier, in den vielen verschiedenen Frauenproduktionen, sind sich Maria und Hannah Crepaz einig, ist ein spezifisch weibliches Bewegungsrepertoire nicht auszumachen.

Nur ein Höhepunkt: Helena Waldmanns „BurkaBondage“ beim Osterfestival 2010 in der Dogana. Maria Crepaz: „Helena Waldmann wurde weltweit bekannt durch ihre Choreographie „Letters from Tentland“, in der sie im Iran mit Frauen arbeitete. Da die Mullahs nicht wollten, dass man die Frauen direkt sieht, hat sie die Tänzerinnen in Zelten tanzen lassen, das heißt, dass man nur die Umrise gesehen hat. Mit diesem Stück und mit den folgenden, wie „BurkaBondage“, war sie weltweit zu Gastspielen eingeladen.“

Wie viele Choreographinnen und Tänzerinnen im Rahmen der Osterfestivals ihre Arbeiten präsentierten, wie dicht der Aspekt Frau hier zum Tragen kommt, ohne den tanzenden Mann, den interessierten Zuschauer auszuschließen, wie multinational und prominent diese Szene ist, zeigt eine Auflistung (bei weitem nicht komplett):

1993 Rosamund Gilmore, Susan Oswell, Eva-Maria Lerchenberg-Thöny, Editta Braun (auch 1995); 1994

Tanztheater Da Motus, H la Fattoumi, Arila Siegert; 1995 Gonnie Heggen, Cie Cr -Ange (auch 1999), Bettina Kunze; 1996 Zürcher Ballett, Black Blanc Beur, Christine Coudun (auch 1998, 2003, 2005); 2004 Ballet Preljocaj, Königliches Ballett Kambodscha (auch 2013); 2006 Isabella Soupart, Caroline Hainaut, Katharina Weinhuber, Stephanie Cumming (auch 2012), Johanne Saunier (auch 2011, 2013), Cie Anania; 2007 Sen Hea Ha; 2010 Mathilde Monnier, Helena Waldmann (auch 2012), Mich le Anne de Mey; 2011 Valgerdur Runarsd ttir, Christine Leboutte, Ulrika Kinn Svensson; 2012 Yui Kawaguchi, Melkorka Sigr dur Magnúsdottir, Bénédicte Mottart, Stéphanie Bayle, Alessandra Mattana, Philia Maillardet; 2013 Malou Airaud, Lisbeth Gruwez, Swantje Schäuble, Heather Ware, Luana van Eekeren, Camilla Bundel.

In den Ballett-, Tanz- und Bewegungsschulen von Imst bis St. Johann, die hier nicht aufgelistet werden können, gleichen sich die Bilder, so verschieden ihr Angebot auch ist: die Klientel in jeder Altersstufe ist weiblich. Ballett und generell Tanz ist für Buben und Eltern negativ besetzt, und trauen sich doch ein paar Jungs, hören sie in der Pubertät wieder auf. Manche, sagt Dagmar Kostolnikova von der Innsbrucker Tanzacademy, fangen ab 18 Jahren wieder an. Hip Hop ist die Ausnahme, da haben Mädchen und junge Frauen etwa zur Hälfte die Bewegungswelt der Männer besetzt, überlassen ihnen freilich die härtesten, akrobatischsten Jobs.

Die Szene wächst stark, das Angebot ist enorm. Singulär ist die Zusammenarbeit zwischen Anne's Ballettstudio und Amy Pedevillas Jazzdance Experience. Das Albertini Bewegungszentrum, wo es auch um therapeutische Körperarbeit geht, versucht mit einem Innsbrucker Tanztreff eine freie Szene aufzubauen. Der Verein Herbst-Tango Innsbruck hat mit seinem Tango-Festival viel Erfolg. Auch im Bereich des Gesellschaftstanzes zeigen sich die Damen tanzfreudiger, sind die Herren aber einmal überredet, kommen sie wieder mit.

Und wie gehen die Ballettlehrerinnen, die selbst auf der Bühne standen, mit der Genderfrage um? Dagmar Kostolnikova sieht viele Tänzerinnen zur M nnersprache tendieren und meint, Frau solle Frau bleiben, was aggressiven, gymnastischen, akrobatischen Einsatz nicht ausschließt. In der Choreographie hätten Frauen eben mehr zu Frauen, Männer mehr zu Männern zu sagen. Anne O'Boyle ist derselben Meinung – aus anderer Perspektive: Der 12-jährige Junge soll tanzen wie ein Mann, nicht wie eine Frau. Dieselben Schritte, aber maskulin, trotz Eleganz mit Kraft und Ausstrahlung. M nnertanz sei Erotik pur. Martine Reyn wiederum schneidet mit der hierzulande fehlenden Ausbildung für Tanzlehrer – jeder kann eine Tanzschule aufmachen – ein weitreichendes Problem an.

Beate Stibig Nikkanen, Leiterin der Tiroler Ballettschule im Unterland, bedauert: „Auf 100 Mädchen kommt ein Bub. Mit Burschen hätten wir dramaturgisch ganz andere Möglichkeiten.“ Sie widmet sich

dem Kampf der Geschlechter, ohne die Klischees der Bewegungssprache zu bedienen: „Das romantische Bild der Ballerina hat sich im Contemporary-Bereich zum Glück zerschlagen.“ Zu Recht stolz ist sie auf die am BG/BORG St. Johann installierte Tanz Musical Akademie, die parallel zum Schulunterricht mit Maturaabschluss zwei Unterrichtszweige mit Tanz und Musical als professionelle Berufsvorbereitung anbietet. Stibig-Nikkanen hat bereits eine Schülerin in der Ballettschule der Wiener Staatsoper, ein hochbegabter Schüler dürfte die Aufnahmeprüfung bestehen. Auch Anne O'Boyles Balletttraining brachte einen jungen Mann in diese elitäre Talenteschmiede.

<sup>1)</sup> Thomas Nußbaumer: Fasnacht in Nordtirol und Südtirol. Von Schellern, Mullern, Wudelen, Wampelern und ihren Artgenossen, Innsbruck: Loewenzahn, 2010, S. 164-165.

<sup>2)</sup> [www.doristelzer.at](http://www.doristelzer.at)

galerie

au

R  
D  
EIN



# Zwischen, mitten und vorerst. Frauen in der ‚alternativen‘ Kulturszene – und mittendrin ich

*Florentine Prantl*

## **Mut zur Phantasie**

Once upon a time in the west....so beginnen viele spannende Geschichten und so beginnt auch meine Geschichte. Beim Cowboy und Indianer spielen mit vereinbarten Rollen und Kostümen vor dem Haus meiner Eltern. Alle Kinder aus der Nachbarschaft spielten mit und alle diese Kinder aus der Nachbarschaft und noch viele mehr, trafen sich von 1989 – 1993 beim Projekt „Mut zur Phantasie“ in Längenfeld. Das Kinderkulturprojekt wurde von meinen Eltern gemeinsam mit einem Team von kunstinteressierten TirolerInnen konzipiert und organisiert. Das pädagogische Konzept hinter diesem Kulturprojekt für Kinder und KünstlerInnen stammte von meiner Mutter Rosina Prantl. Sängerin, Lehrerin, Musikerin, geboren und aufgewachsen in Wien und in den Westen verzogen, um hier zu leben. Um das Leben für sich und ihre Kinder kulturell ein kleines Stück lebenswerter zu machen, gründete sie eine Kindertheatergruppe, die Tirolweit auf Tour war, inszenierte Musicals für und mit Kindern, ermutigte meine Schwester und einige ihrer Freundinnen ein Konzept für ein Kinder und Jugendzentrum im Ötztal zu entwickeln, unterrichtete Gesang in der Musikschule und organisierte Liederabende und Konzerte. Sie versuchte nicht nur den Kindern

der Region zu zeigen, dass es spannende und kreative Arten gibt Musik, Sport, Spaß und Spiel künstlerisch hochwertig und dennoch heimatverbunden zu erleben. Meine Mutter ist sicher die erste Frau, die mich beeinflusst und motiviert hat Kulturarbeit im Tiroler Oberland zu machen und mit mir auch einige andere.

## **Kulturvermittlung für Kinder**

Das Konzept des Kinderkulturprogrammes fand Österreichweit Nachfolgeprojekte, Kindertheatergruppen aus Tirol wurden bekannter, engagierte Pädagoginnen zeigten mehr Mut zur Kreativität. Einige der Nachbarskinder sind heute noch im Bereich der Kinderkulturvermittlung tätig.

Claudia Gstrein ist eine davon. Sie hilft bei den Kinderprogrammen der „Kulturinitiative Feuerwerk“ und „Pro Vita Alpina“, erstellt pädagogische Konzepte und arbeitet mit den Kindern. Claudia ist Pädagogin und Sängerin. Als Musikerin ist sie in verschiedenen Bands, Gesangsensembles und Chören aktiv. Sie macht derzeit eine Ausbildung für musikalische Früherziehung und ist engagiert in der Frühleseförderung. Sie weiß wie wichtig es ist, schon bei kleinen Kindern die Liebe zur Literatur, zur Musik und zum Theater zu fördern.



Leseweche für Kinder in Längenfeld, Foto: Anna Gstrein

Bild links: Freistaat Burgstein Galerietafel - umgestaltet von Künstlerinnen, Foto: Tina Horvath



Florentine Prantl, Foto: Anna Gstrein

### Querköpfe

Dieser Ansatz ist auch eine Motivation für zwei andere Frauen. Doris und Monika Hasslwanger versuchen in der Bücherei Längenfeld die Menschen vor Ort mit „Literatur von Welt“ bekannt zu machen. Sie laden renommierte AutorInnen zu Lesungen ein und organisieren Lesenachmittage für Kinder. Beide waren schon in den 80er Jahren des 20. Jahrhunderts beim Projekt „Kraftfeld Längenfeld“ im Organisationsteam aktiv mit dabei, als es hieß eine Zukunftswerkstätte für europäische Intellektuelle und regionale Querköpfe zu initiieren.

### Ost-West Verbindung

Meine Schwester Andrea Prantl ist eine von diesen Querköpfen, viel jünger natürlich, aber, beinahe selbstverständlich, auch in das kulturelle Familiengeschäft eingestiegen. Sie organisiert mit mir das Projekt „Freistaat Burgstein“. Obwohl sie in Wien lebt und arbeitet, ist sie eine der wichtigen und engagierten Kulturfrauen Tirols, die mit Projekten, wie der „künstlerischen Denkwerkstatt in den Bergen“ Netzwerke in der Tiroler Kunst- und Kulturszene knüpfen, Möglichkeiten für bildende KünstlerInnen und LiteratInnen schaffen und Plattformen für Auftritte und kreativen Austausch bieten. „Freistaat Burgstein“ lebt vom großen Engagement von Andrea Prantl und einigen anderen kreativen Frauen. Und gerade weil Andrea in Wien wohnt, hat sie die Möglichkeit im von ihr mitbegründeten Verein „KGBurgstein“ die Vernetzung der Kreativen zwischen dem Westen und dem Osten Österreichs zu verstärken.

### Literarische Beziehungen

Aus dem Kreis von kulturbegeisterten und kreativen Frauen, die mich seit meiner Kindheit begleiten, ist auch Sylvia Krismayr, alias Syl Via zu nennen. Sie ist eine engagierte Pädagogin, Schauspielerin, Performerin, Schriftstellerin und im Organisationsteam des Innsbrucker „Forums für Kunst und Kommunikation kooio“. Eine weitere Autorin, die mich seit meiner Kindheit in meinem Verständnis für Kultur in Tirol geprägt hat, ist Annemarie Regensburger. Sie ist Vizepräsidentin des „Internationalen Dialektinstituts IDI“, organisiert Lesungen, literarische Wanderungen, Buchpräsentationen, Schreibworkshops und mehr. Annemarie hat speziell viele Tiroler Frauen zum Schreiben motiviert, indem sie die Gruppe „wortraum, eine Plattform für Oberländer AutorInnen“ gegründet hat, die nun seit zehn Jahren existiert und wo versucht wird "zur Sprache zu bringen, was sonst ungesagt bleibt". (Zitat Regensburger)

### Grenzüberschreitungen

Die Sprache ist auch einer der Bezugspunkte zu Britta Fugger. Die „Schreiberling“, wie sie sich selbst bezeichnet, Volkskundlerin, Forscherin und Autorin war Mitarbeiterin und Obfrau des Kulturvereins „Pro Vita Alpina“. Unter ihrer Obfrauschaft wurde vor allem auf das Zusammenspiel zwischen Kunst, Forschung und Tradition Wert gelegt. Sie organisierte und veröffentlichte u.a. eine Zeitschrift zur Tätigkeit von Hebammen in vergangener Zeit in Bergtälern, trieb das Ansuchen des Vereins, die Schaftriebe zwischen dem Ötztal und dem benachbarten Passeier und Schnalstal

als immaterielles Kulturerbe der UNESCO anerkennen zu lassen, voran, setzte sich für eine grenzüberschreitende kulturelle Zusammenarbeit mit anderen Vereinen ein und führte „Pro Vita Alpina“ mit Ideen für Veranstaltungen, Publikationen und Projekten zu einem jüngeren Publikum. Daran arbeite ich heute noch und freue mich über die langjährige kreative und konstruktive Zusammenarbeit.

### **Kooperationen**

Konstruktive Zusammenarbeit von kreativen Frauen habe ich auch bei Gabriella Schatz und Alexandra Rangger erlebt. Ich habe sie durch die Teilnahme von „Freistaat Burgstein“ bei der „Kunststraße Imst“ näher kennengelernt. Die beiden Frauen leiten nun, nach Daniela Senn, seit zwei Jahren die Kunststraße mit großem Enthusiasmus und viel Erfolg. Sie bringen mit ihrem Konzept – einem Zusammenspiel von bildenden KünstlerInnen, MusikerInnen, AutorInnen, PerformerInnen und Kinderprojekten jedes Jahr für ein paar Wochen kreatives Leben in die ansonsten beinahe ausgestorbene Imster Innenstadt.

### **Musikalische Erinnerungen**

Kulturelles und kreatives Leben in Regionen zu bringen, wo sie eher ungewohnt sind, gleichzeitig aber auch die Traditionen der Region zu respektieren und zu fördern, sind oft ein Anspruch von und ein Ansporn für Kulturarbeit am Land: Für die künstlerische Arbeit von Einzelnen, für die freien Kulturinitiativen, für ein leidenschaftliches Mitarbeiten in verschiedenen Vereinen. Eine großartige Initiative in Tälern,

kleinen Orten abseits vom urbanen Raum und eine sehr große Leidenschaft war auch ein Kennzeichen der leider im Dezember 2012 verstorbenen Gerlinde Haid, die als Musikwissenschaftlerin und Feldforscherin von Wien und Tirol aus beinahe im gesamten europäischen Raum unterwegs war um Tonaufnahmen von fast vergessenem Liedgut zu machen. Die wunderbare Sammlung wurde teilweise in der Reihe „musica alpina“ veröffentlicht und sorgte immer wieder für unvergessliche musikalische Programmpunkte beim von ihr kuratierten Festival „Alpentöne“ in Obergurgl. Das Festival „Alpentöne“ lebt auch von der Begeisterung und dem Einsatz von zahlreichen Frauen vom Kultourismus Gurgl, die gerne im Hintergrund bleiben und von dort agieren, wie Gertrud Koler, die seit mehr als 20 Jahren für die Betreuung der KünstlerInnen und Gäste des Festivals verantwortlich ist.

### **Kunst ist Arbeit**

„Kunst ist schön, macht aber viel Arbeit“, dieses Zitat von Karl Valentin schrieben sich die „Klangspuren Schwaz“ vor einigen Jahren auf die T-Shirts der MitarbeiterInnen. Maria Luise Mayr stand als geschäftsführende Obfrau des Vereins jahrelang für ein konsequentes und spannendes Musikprogramm mit einem Team von starken Frauen. Eine davon war Anita Moser, die jetzt als Geschäftsführerin der „TKI Tiroler Kulturinitiativen und IG Kultur Tirol“ anderen Kunst- und Kulturschaffenden mit Rat und Tat zur Seite steht und in der Interessensvertretung Lobbyismus für die Tiroler Kulturinitiativen macht.



Kulturerbefeier UNESCO Britta Fugger und Florentine Prantl, Foto: Anna Gstrein

## Lebendige Vielfalt

Hannah Crepaz ist im Vorstand der TKI, organisiert das Festival musik+, ist künstlerische Leiterin des Osterfestivals, sie ist, wie Anita Moser und ich im Kulturinitiativenbeirat des Landes Tirol und hat eine ähnliche kulturelle Familiengeschichte, die uns verbindet. Ihre Eltern Maria und Gerhard Crepaz sind gleichsam Urgesteine der Tiroler Kulturinitiativenarbeit.

Heidi Holleis ist Künstlerin, unterrichtet in der „Kunstschule“, organisiert Kulturveranstaltungen mit ihrem Verein und der KünstlerInnengruppe „K.A.U.Z = Kunstbüro für Auf- und Zufälliges“. „K.A.U.Z. steht für spartenübergreifendes Arbeiten und Visionieren von Künstlerinnen und Künstlern verschiedenster Sparten wie bildende Kunst, darstellende Kunst, Neue Medien, Literatur, Performance und Musik“, also Vernetzung und gemeinsames entwickeln und gestalten neuer künstlerischer Konzepte. Ein für Tirol neues Konzept hat auch Magdalena Kauz mit dem Literaturfestival „Sprachsatz“ vor mehr als zehn Jahren begonnen. Die „Internationalen Literaturtage“ in Hall sind eine Initiative, die sich aus der Tiroler Kulturszene nicht wegdenken lässt.

Julia Stöckl hat erst 2011 das „Monodramen Festival DIVA“ im Zillertal gegründet. Durch ihr Engagement und ihren Einsatz gelingt es ihr im Tourismustal überregionale Fragen zu stellen, internationale Theaterakts und „Publikum aus allen Winkeln der Welt“ einzuladen in einen Dialog mit der Bevölkerung zu treten und neue Perspektiven zu ermöglichen.

Die Mitarbeiterinnen der „Igeler ART“, vor allem Gerlinde und Beate Defner, die „Kulturinitiative Huan-

za“ im Außerfern mit ihrer Obfrau Veronika Kunz Randolf, die Kunst und Kulturplattform „freiraum“ in Jenbach mit Andrea Chvatal und viele, viele andere Frauen begleiten uns in der Tiroler Kulturszene und versuchen durch die Verbindung von regionalen Bezügen in ihren künstlerischen und kulturellen Programmen die Kulturarbeit am Land auf eine breite Basis zu stellen und damit den Menschen in ihrem Umfeld im Westen von Österreich ihren besonderen Kulturbegriff zu vermitteln.

## Fair pay für Kulturarbeit

Die Kulturarbeit, die Arbeit in der freien Kulturinitiativenszene und in kleinen Vereinen mit kreativen Ideen und kulturellem Angebot ist in Tirol, wie fast überall, ohne das ehrenamtliche oder fast ehrenamtliche Engagement von vielen aktiven und kreativen Frauen kaum möglich. So zeigt sich natürlich auch in Tirol, dass Frauen im Bereich der „bezahlten“ Kulturarbeit unterrepräsentiert sind und wenn bezahlt, dann meist schlecht.

„Auch in Österreich haben Künstlerinnen und Kulturarbeiterinnen auffallend weniger Chancen ihren Beruf auszuüben. Sie bekommen seltener Stück- oder Kompositionsaufträge und werden als Regisseurinnen, Dirigentinnen und Performerinnen deutlich weniger beschäftigt, auch bei Ausstellungen sind Bildende Künstlerinnen in der Minderheit. In den Chefetagen der meisten Kulturbetriebe fehlen Frauen fast komplett. Bei Einkommen und Honoraren setzt sich die Schlechterstellung fort.“ (TKI Homepage [www.tki.at/index.php?id=273](http://www.tki.at/index.php?id=273))



Wortraum im Kunstkonsum, Foto: Florentine Prantl



Gerlinde Haid, Foto: Gerhard Prantl

Obwohl es in Tirol kaum Studien darüber gibt, ist es klar, dass die wirtschaftliche Situation von Künstlerinnen und Kulturarbeiterinnen eine schwierige ist.

Dennoch: lebendige Vielfalt – verblüffende Begegnungen. Es ist immer wieder schön sich darauf ein-

lassen zu können, damit spreche ich, denke ich für viele Kulturvermittlerinnen in kleinen Vereinen, die \*zwischen den großen arbeiten \*mitten unter ihnen kaum sichtbar sind und \*vorerst noch einen langen Atem haben und durchhalten.



KUNSTSTRASSE 2013 Teampic Gabi Schatz u. Alexandra Rangger, Foto: Kunststraße Imst



# Claudia Hirtl - Eine erfrischend Unschubladisierbare

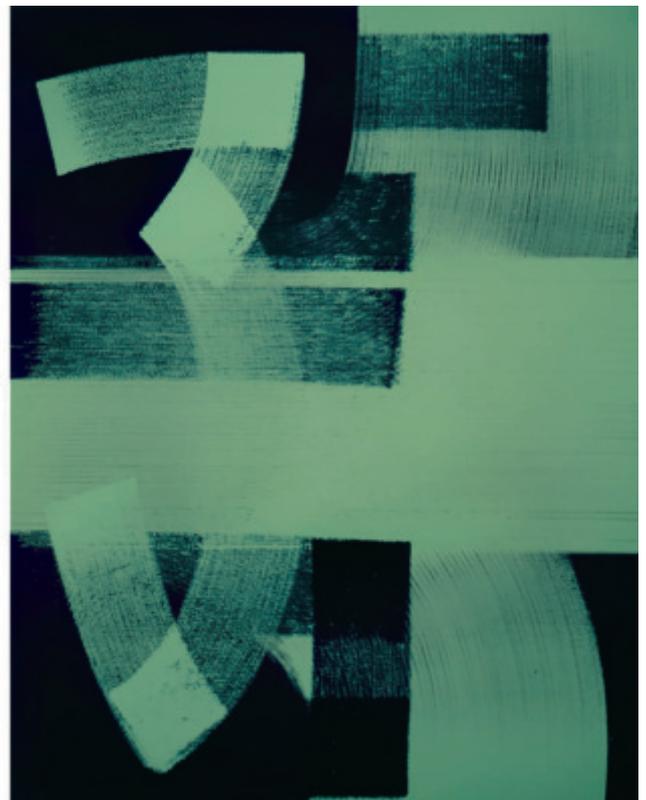
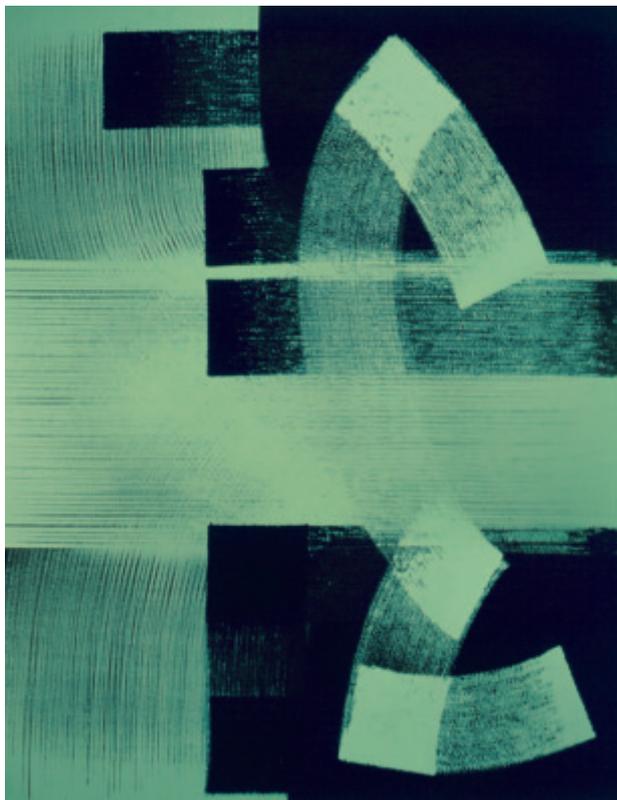
*Edith Schlocker*

Das Atelier, das die Tirolerin Claudia Hirtl im sechsten Wiener Bezirk hat, ist riesig. An seinen Wänden stapeln sich ihre Bilder, die ebenfalls riesig sind. Vollgeschrieben mit Zeichen, die japanisch anmuten und doch wieder nicht. Mit Abbildhaftem, gar tirolisch Angehauchtem, haben sie auf alle Fälle nichts zu tun. Denn was Claudia Hirtl macht, ist pure Malerei mit in Ei angerührten Pigmenten auf Leinwand. Wenn es nach ihr ginge, wären ihre Bilder allerdings noch viel größer. Aber da solche noch schwieriger an den Mann/die Frau zu bringen wären als die, die sie malt, beschränkt sie sich „aus reiner Vernunft“ wohl oder übel auf das Format von 2,50 x 2 Meter. Sei dies doch ein Format, das groß ist und eigenartigerweise noch größer zu sein scheint als es wirklich ist, und – ganz pragmatisch – noch gut allein zu tragen und durch jeden Türstock zu bringen ist. Dieses Format gefalle ihr allerdings auch deshalb sehr gut, da es die menschliche Dimension nicht überfordere und außerdem in seinen Proportionen fast dem Goldenen Schnitt entspreche. Zudem bedeutet für Claudia Hirtl das großformatig rechteckige Hochformat noch immer eine Herausforderung. Ganz anders als etwa das Quadrat, in dem sie sich in allerletzter Zeit immer wieder auch versucht.

Ihre 2,5 x 2-Meter-Leinwände bewältigt Claudia Hirtl,

indem sie sie auf den Atelierboden legt. Erstmals wird mit Kreiden in bis zu acht dünn aufgetragenen Schichten grundiert. Nun erfolgt die Wahl des Grundpigments, das oft ein Dunkelblau ist. Gemalt wird mit langen, verschieden breiten Pinseln von einem über die Leinwand gelegten Malbrett aus. Um das Entstandene zu überprüfen, wird das entstehende Bild zigital an die Wand gestellt und wieder auf den Boden gelegt. Was nicht zuletzt eine große physische Anstrengung bedeutet. Eine fast größere, als das Bild als Ganzes zu denken. Denn eine vorgesezte äußere Norm immer neu malerisch zu bespielen, mit immer neuen Inhalten aufzuladen, ist für die Künstlerin nach wie vor spannend, weil immer ausgehend von einer Leere, einem magischen Nullpunkt.

Claudia Hirtls Malerei ist Konzeptkunst, die allerdings auch Spontanes, im weitesten Sinn Bauchiges zulässt. Von vornherein festgelegt ist die Pigmentierung, die schon andeutet, wohin es farblich gehen soll. Wobei sich die Künstlerin in ihrer Wahl jeweils von den letzten entstandenen Bildern leiten lässt. Ein Bild bedingt sozusagen das nächste, setzt sich in gewisser Weise fort. Zeigt neue Möglichkeiten auf, legt Spuren ins Ungewisse, die malerisch zu erforschen Hirtl nicht müde wird. Entscheidungen dieser Art seien immer eine Mischung aus Kopf und Bauch, dem Selbst und



Claudia Hirtl, Wort/Ort - Meister/Kind, 2004, Foto: Daniel Zanetti  
Bild links: Portrait Claudia Hirtl, Foto: William Tadros

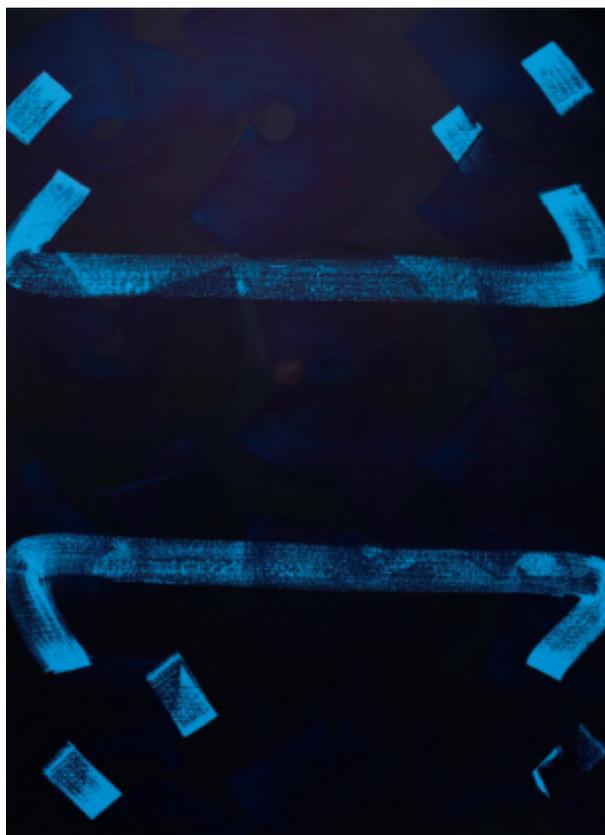


Claudia Hirtl, SELBST, 2013, Foto: Daniel Zanetti

dem Ich. Die Wahl der jeweiligen Farben ist trotz deren Besetztheit als kalt oder warm bzw. ihrem symbolischen Aufgeladensein allerdings eine total rationale Angelegenheit. Um sich dann von deren emotionaler Wirkung auf der Leinwand oft selbst überraschen zu lassen. Oder über die zu staunen, die ihre Malerei in Beschauern auszulösen imstande ist, welche Fragen sie provozieren. Solches nehme sie, da es leider nicht allzu oft vorkomme, als Geschenk hin, beweise ihr, dass das, was sie meint, letztlich funktioniert. Und das wundere sie selbst oft, gesteht Claudia Hirtl. Denn eindeutig ist in ihrer Kunst nichts. Geht es doch um das Infragestellen des scheinbar Eindeutigen, das mit einem Schriftzeichen assoziiert wird. Um letztlich die Brüchigkeit menschlicher Kommunikation zu meinen, die Einsamkeit des Individuums, die Prägung durch kulturelle Normen. Verdichtet zu unendlichen Bildräumen als Metaphern für die tiefen Schichten des Unbewussten, in denen das konkret Lesbare, exakt Definierbare, keine Rolle mehr spielt.

Auch wenn Claudia Hirtl von ihrer Kunst lebt, leben muss, malt sie ihre Bilder letztlich allein für sich. Aus einem unstillbaren Bedürfnis heraus, denn die Welt brauche Bilder, meine Bilder, sagt die Künstlerin und lacht. Schließlich „kann ich kann mir nichts anderes vorstellen als zu Malen“. Auch wenn sie sich manchmal schon die Frage stelle, ob das für ein Leben genügt, sie nicht noch einmal etwas ganz anderes versuchen, ihrem inzwischen 59-jährigen Leben eine neue Wendung geben soll.

Claudia Hirtl ist eine Künstlerin, die sich selbst sehr treu bleibt. Ihre Malerei erkennt man auf einen ersten



Claudia Hirtl, gespiegeltes Selbst, 2013, Foto: Daniel Zanetti

Blick, obwohl sie sich mit den Jahren doch sehr verändert hat. „Ich kann es schlicht und einfach nicht anders“, ist Hirtls lapidarer Kommentar dazu. Die Stringenz der allein auf die Linie konzentrierten sehr abstrakten Bilder, die unter dem Eindruck eines langen Japanaufenthalts entstanden sind, ist inzwischen einer Bildsprache gewichen, die wesentlich runder, spontaner, letztlich emotionaler daherkommt. Basierend auf Denkräumen, die ständig neu gefüllt werden durch Material der unterschiedlichsten Art. Das ganz normale Leben fungiert als Impulsgeber genauso wie Literatur oder westliche wie östliche Philosophien. Dieses Wissen malend in Nicht-Wissen zu transformieren, ist für Claudia Hirtl ungeheuer reizvoll und spannend und wahrscheinlich der Grund, warum sie so gern arbeitet.

Etwas Gegenständliches zu malen hat Claudia Hirtl nie gereizt genauso wenig wie etwa Medien wie Fotografie oder Video. Gezeichnet hat sie in ihren frühen Jahren viel, tut sie aber schon lange nicht mehr. Denn „ich brauche die Zeit für das, wo ich hinkommen will, das, was ich heute selbst noch nicht verstehe“. Malend generiert Hirtl Erkenntnisse, findet sie Antworten, was oft in den Titeln ihrer Bilder zum Ausdruck kommt. Nicht zuletzt als so etwas wie eine Reling für den Betrachter, um sich in komplexen Bildräumen dieser Art zurechtzufinden. Die existenziellen Fragen des menschlichen Seins umkreisen, auf die es letztlich keine schlüssigen Antworten gibt. Möglichkeiten aufzeigen, sich mit ihnen auseinanderzusetzen, die nicht in Verzweiflung und Destruktion landen, sondern in einem positiven konstruktiven Wert. Folglich

ist Claudia Hirtls Malerei auch sehr strukturiert. Zufällig ist hier fast nichts, wenn sie sich auch oft selbst wundere, was sie in ihrem malerischen Tun zulasse und was nicht.

Gefasst in Zeichen, die eindeutig von japanischen inspiriert sind. Bereits in der Zeit, als Claudia Hirtl in Paris gelebt hat, hat sie begonnen, sich mit Sinologie zu beschäftigen, mit chinesischer Buchkultur, aber auch Geistesgeschichte. 1983 übersiedelte sie nach Japan, um dort mehr als fünf Jahre lang zu leben, die Sprache, die Schriftzeichen zu lernen. Ermöglicht durch ein österreichisches, dann japanisches Stipendium, für das zu bekommen es Bedingung war, ein Studium im Gastland zu absolvieren. Selbst das hat Hirtl nicht abgeschreckt, sie hat in Japan ihren Magister in japanischer Malerei gemacht. Die sehr höflich, sehr meisterhaft, sehr reglementiert, fast ikonisch ist. Nicht unbedingt Claudia Hirtls Ding. Klick gemacht habe es erst, als sich ihr durch das Vertiefen in japanische Literatur bzw. Philosophie die Bedeutung der Zeichen eröffnet habe. Wobei sie nur jene interessiert haben und noch immer interessieren, die doppelt oder mehrfach lesbar, uneindeutig sind. Immer im Wissen, dass sie sich als Europäerin da auf dünnem Eis bewege.

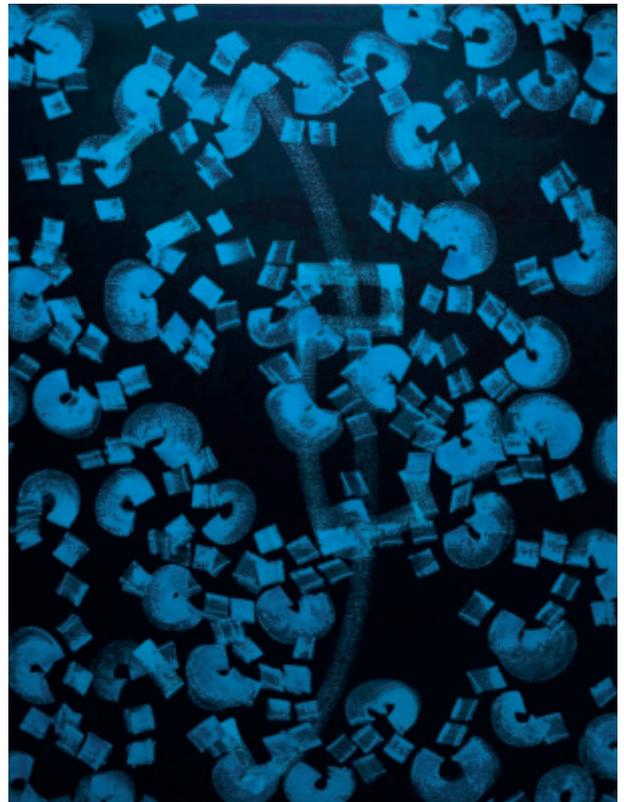
Denn wirklich verstehen kann selbst sie die Komplexität des japanischen Zeichens nicht. Sie kann es nur transformieren in ihrem Sinn, aus ihrem Verständnis heraus. Von den Bildern, die in dieser frühen Zeit entstanden sind, seien die Japaner „verdutzt“ gewesen, so Hirtl, nicht zuletzt durch ihren für sie ungewohnten Umgang mit dem Material, der Zwitterhaftigkeit aus Action Painting und strengem Reglement. Wirklich

zu ihrer authentischen Bildsprache gefunden hat sie allerdings erst durch die Distanz nach ihrer Rückkehr nach Europa, nach Wien. Der Grund, warum sie am japanischen Zeichen festhalte, sei die ungebrochene Faszination von dessen Form, die Einheit aus Schrift und Bild. „Es geht mir schon um die Message“, sagt die Künstlerin, um das Mehr, das hinter dem Abbildbaren liegt. Durch die Unlesbarkeit der Zeichen, die Überschneidung von Seinswelten und Sichtweisen erkläre sie das Gemalte für wahr, werde es zu einer Einheit aus Subjekt und Objekt, verdichtet zu ihrem ganz persönlichen Alphabet. Bedenken, dass der Reiz des Exotischen das Inhaltliche zudecken könnte, hat Claudia Hirtl nicht wirklich. Ist ihr letztlich auch egal. Dass sie sich da vielleicht in einer Einbahnstraße bewegt, habe sie sich früher schon immer wieder gefragt, dass das aber nicht so ist, ist sie inzwischen überzeugt. „Das alles ist ein schwieriger Eiertanz“, weiß Claudia Hirtl und sie ist auf der Hut.

Hirtls Atelier in Tokio war ein Räumchen, das, das sie nach ihrer Rückkehr nach Wien 1989 bezog, war im Verhältnis dazu riesig. Arbeiten im Großformat war nun endlich möglich, ohne eine Leinwand ständig auf- und abspannen zu müssen. Die Bilder, die in dieser Zeit entstanden, waren total reduziert, ihr Charakter unnahbar, fast ephemer. Dieser Phase von „no motion“ folgte eine, in der die Linie total dominierte durch stringente, von der Hand meditativ durchpulste Raster. Die Basis war eine monochrome Fläche, auf das ein klares Zeichen geschrieben war, das in seiner malerischen Abstraktion mit dem real lesbaren praktisch nichts mehr zu tun hat. Verdichtet zur Chiffre, ohne eine solche zu sein. Variiert, indem



Claudia Hirtl, ohne Titel, 2006, Foto: Daniel Zanetti



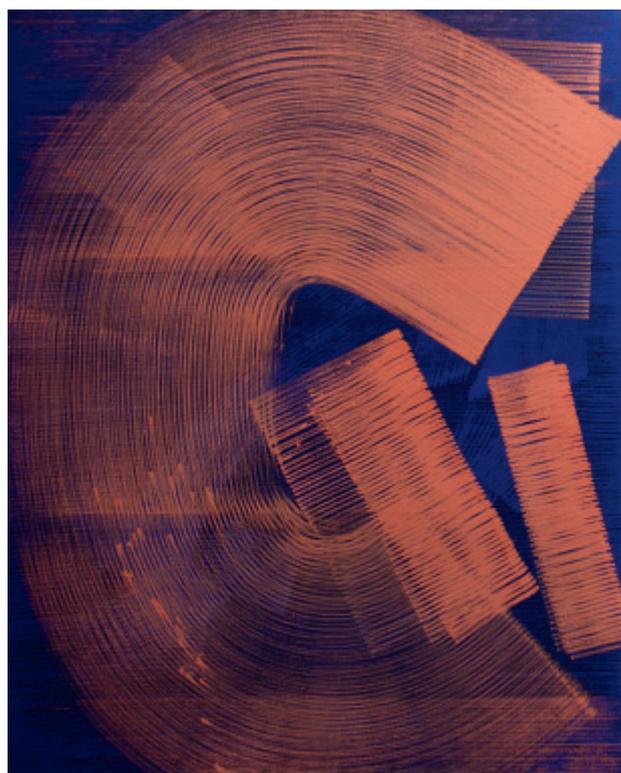
Claudia Hirtl, aus dem Selbst Herz, Seele, Geist auflösend, 2013, Foto: Daniel Zanetti

Hirtl einmal in die Tiefe des Bildes vordrang, dann sich wieder ganz an dessen Oberfläche annäherte. Aber auch sehr malerische Momente waren möglich, ein Changieren mit Farben. Heute spielt die Künstlerin mit ihrem gesamten Vokabular, reizt das Malerische genauso aus wie das Grafische, spielt mit Schärfen und Unschärfen, klaren Formen und deren Ausfransungen. Was immer gleicht bleibt, ist die Beschränkung auf nur zwei Farben pro Bild. Für Hirtl ein Garant für Spannung innerhalb der komplexen Möglichkeiten des Minimalen.

Japan als Land sei ihr einmal sehr Heimat gewesen, „das ist jetzt aber weg“. Auch ihre Kontakte zu Museen und Galerien, leider auch ihren damaligen Sammlern, sagt Claudia Hirtl ohne Wehmut. Heute fühlt sie sich in Wien daheim. Obwohl sie 1954 in Wörgl geboren ist und ab 13 in Innsbruck gelebt hat. Sie hat einen 13 Jahre älteren Halbbruder, ihr Vater war Kaufmann, ihre Mutter Kaufmännin. Die Pragmatik habe sie vom weltläufigen, den Dialog suchenden, politisch aktiven Vater geerbt, die Kryptik von der Mutter, sagt die „geliebte Tochter“, der es absolut nicht in die Wiege gelegt war, einmal Künstlerin zu werden. Mit 16 habe sie allerdings gewusst, dass ihr Weg sein wird. Um sich nach der Matura dann doch nicht zu trauen, die Aufnahmeprüfung an der Wiener Akademie zu wagen. Stattdessen machte sie die Ausbildung zur Volksschullehrerin, ohne diesen Beruf dann jemals auszuüben. Lieber jobbte sie zwei Jahre lang als Sprachassistentin in Schottland. Hier malte und zeichnete sie viel, bestückte damit ihre Mappe, mit der sie die Aufnahme in die Klasse von Wolfgang Hollegha an der Wiener Akademie der bil-

denden Künste schaffte. Nach einem Jahr wollte er sie allerdings aus seiner Klasse werfen, zu wenig ließ sie sich verbiegen, sich von seiner professoralen Meinung beeindrucken. Damals hat sie viel gezeichnet, aber auch in erdigen Tönen abstrakte Analysen der Natur gemalt. „Umfassend gebildet“ hat sich Claudia Hirtl nach Abschluss, indem sie die Welt bereist, ihre Künste angeschaut hat. Zwei Jahre hat sie in Paris gelebt, eine längere Zeit auch in New York, dann wieder in Wien, bevor sie nach Japan gegangen ist. Als freischaffende Künstlerin wirtschaftlich zu überleben war und ist nicht leicht. Nicht zuletzt, da sie keine gute Netzwerkerin ist, keine Aufreißerin, kein Herdentier, sondern eine Einzelkämpferin. Und das leistet sie sich. Was sie allerdings aus Aufträgen für Arbeiten im öffentlichen Raum ausschließt, für die sich Hirtls Kunst so gut eigenen würde. Dass sie eine exzellente Künstlerin ist, sprach sich trotzdem herum, erste potenzielle Käufer bzw. Sammler fanden sich bald, Galeristen klopfen an, Ausstellungen fanden statt. Man erinnere sich nur an ihre fabelhafte Inszenierung in der Kunsthalle im Haller Salzlager, wo sie 141 ihrer Bilder wie die Seiten eines riesigen Buches von der Decke hängen ließ. Jahrelang musste Hirtl aber neben ihrer eigentlichen Arbeit jobben, allein um sich das Material zum Malen und ihr Atelier leisten zu können.

Ein Wort wie Urlaub ist für Claudia Hirtl „entsetzlich“ und auch die Frage, wie es weitergehen soll, will sie gar nicht hören. Man könne sehr lange von Haferflocken leben, sagt die Künstlerin ganz ohne Bitterkeit. Natürlich müsse man auch dann und wann etwas verkaufen, allein um sich neue Leinwände, Farben und



Claudia Hirtl, Herz, Seele, Geist gespiegelt, 2006, Foto: Daniel Zanetti



Claudia Hirtl, Herz, Seele, Geist gespiegelt, 2011, Foto: Daniel Zanetti

Pinsel kaufen zu können. Und irgendwie geht es sich immer aus. Freiräume zu haben sei für sie allerdings der größte Luxus, sagt Hirtl. Und diese nimmt bzw. schafft sie sich. Mit ihrer alten Heimat Tirol verbindet sie noch immer viel. Freunde, Familie und ein kleines Häuschen in einer wunderbaren Natur, in dem sie sich wohl fühlt. Und wo sie plant, im nächsten Jahr vielleicht wieder mit dem Zeichnen anzufangen. Durch die Konsequenz ihrer Art zu leben und denken hat Claudia Hirtl ganz bewusst auf so manches verzichtet. Traditionelle Lebensentwürfe seien nie die ihren gewesen, sagt die Singelfrau, heiraten, Kinder kriegen wollte sie nie. Bedeutete für sie nie Verzicht, hätte den Verlust von Energien, von Lebensenergie bedeutet, die sie für ihre Kunst braucht. Was nicht bedeute, dass sie nicht Menschen habe, die ihr wichtig sind, die sie weiterbringen.



Claudia Hirtl, ohne Titel, 2007, Foto: Daniel Zanetti

Neun Jahre lang hat Claudia Hirtl an der Wiener Akademie der bildenden Künste als Assistentin in der Hollegha-Klasse, immer wieder auch in Japan, New York und London unterrichtet. Das habe sie schon geliebt, sagt Hirtl, allein schon der unmittelbare Dialog mit jungen Menschen, der Zwang zur Information. Weshalb sie schon gern eine Professur an der Akademie gehabt hätte, „aber das hat es halt leider nicht gespielt“. Derzeit ist eine große Personale in Planung, ihr Spielort ist allerdings – noch – ungewiss. Würde sie sich doch sehr wünschen, ihre Kunst nach zehn Jahren wieder einmal öffentlich zur Diskussion zu stellen. Auf so eine Ausstellung wartet auch der Film, den die in Paris lebende Tiroler Grafikerin Christine Ljubanovic im vergangenen Jahr von ihr gemacht hat. Als formal höchst reizvolles, zu starken metaphorischen Bildern verdichtetes Porträt einer erfrischend Unschubladisierbaren.



IVSTITIA IN TOTO VIR

# Worauf KünstlerInnen bei Ausstellungen in öffentlichen Lokalen achten sollten

Verena Pahl

Eingangs sei ein Sachverhalt geschildert, wie ihn so manche junge aufstrebende KünstlerInnen selbst erleben könnten oder schon erlebt haben:

Eine Künstlerin in Innsbruck kennt einen ortsansässigen Gastronomen, in dessen Gastlokal sie ihre Bilder ausstellen möchte. Die beiden kommen ins Gespräch und einigen sich darauf, dass mehrere Werke für ein halbes Jahr im Lokal aufgehängt werden, sonstige wesentliche schriftliche oder mündliche Vereinbarungen werden nicht getroffen. Die Künstlerin verbringt in der Folge ihre Bilder in die Gasträumlichkeiten, wo sie für die abgesprochene Zeit aufgehängt bleiben, allerdings kann kein Verkauf nicht nur eines der Bilder erzielt werden. Nach Ablauf der vereinbarten Zeit will die Künstlerin diese wieder abholen, woraufhin ihr der Gastronom eröffnet, er verlange „Miete“ für seine Wände, an denen sich die Bilder befinden, davor werde er diese nicht herausgeben. Es folgt letztendlich ein langes Gerichtsverfahren.

## Ausgangssituation

Für junge, noch wenig etablierte KünstlerInnen besteht naturgemäß das Bedürfnis, sich in der Öffentlichkeit repräsentieren zu können, doch fehlt es oft

an finanziellen Mitteln für eine Ausstellung in einer Kunstgalerie, von denen vielfach nicht geringe Entgelte für Vernissage, Aushang, Aufstellung etc. verlangt wird.

Daher wird oft die Möglichkeit in Anspruch genommen, die eigenen Werke in Restaurants, Bars, aber auch Arztpraxen oder anderen Betrieben, welche öffentlich zugänglich sind, aus – bzw aufzustellen. Meistens werden keine schriftlichen Vereinbarungen getroffen, die Kunstwerke werden einfach aufgehängt bzw. aufgestellt, vielleicht noch mit Beschreibung oder Preisangaben gekennzeichnet und verbleiben für einen gewissen Zeitraum dort. Des öfteren wird noch eine Art Vernissage organisiert, zu der vor allem Bekannte und Gäste des Gastbetriebes anwesend sind, wovon der Lokalbetreiber meist auch noch umsatzmäßig profitiert. Schlussendlich folgt ein böses Erwachen spätestens bei Abholung der Werke, vor allem dann, wenn kein Verkaufserfolg erzielt werden konnte.

Das Problem liegt insbesondere darin, dass die KünstlerInnen auf Erlöse hoffen, der Wirt hingegen davon ausgeht, an diesen etwa in Art einer Provision beteiligt zu sein, was ihm vielleicht bei anderen vorange-



Selbstreflexion einer Künstlerin, Foto: Evelyn Platzer  
Bild links: Römische Göttin, Foto: Evelyn Platzer



Durchblick, Foto: Evelyn Platzer

gangenen Ausstellungen gelungen ist, er jedoch jetzt davon nichts erwähnt und womit die KünstlerInnen in keinsten Weise rechnen.

Streitigkeiten ähnlicher Art resultieren auch aus Veranstaltungen in Gastronomiebetrieben, bei denen KünstlerInnen sozusagen „live“ vor einem Publikum ihre Werke schaffen und diese dann in der Hoffnung auf einen Verkaufserfolg dort belassen.

Jedenfalls gehen die Kunstschaffenden so gut wie immer davon aus, dass die Kunstwerke in ihrem Eigentum stehen und sie diese jederzeit bzw. nach Ablauf der bedungenen Ausstellungsdauer ungehindert abholen können.

Somit ist der Streit vorprogrammiert, wird ein Verkauf erzielt, geht der Wirt davon aus, am Erlös beteiligt zu sein, ist dies nicht der Fall, Miete für die von ihm zur Verfügung gestellten Wände oder sonstige Plätze, etwa für Skulpturen, verlangen zu können. Mangels außergerichtlicher Einigung müssen dann die Gerichte bemüht werden, was mit - oft nicht unbeträchtlichen - Mehrkosten verbunden ist.

### Rechtliche Erwägungen

Wesentlich ist, als welche Art von Rechtsgeschäft die Abmachungen zwischen KünstlerInnen und Gastronom zu qualifizieren sind. In Frage kommen in erster Linie Leihvertrag, Mietvertrag, aber auch das Kommissionsgeschäft.

Ein Leihvertrag liegt vor, wenn eine Sache vom Verleiher (hier: KünstlerIn) unentgeltlich zum Gebrauch (hier: Gastwirt) überlassen wird, wobei wesentliches Merkmal die Unentgeltlichkeit ist. In der Umgangssprache wird der Begriff Leihe oft falsch verwendet,

wie z.B. bei „Bootsverleih“ oder „Videoverleih“, die hier abgeschlossenen Geschäfte sind aber in der Regel entgeltlich und es handelt sich daher meistens in Wahrheit um Mietverträge.

Bei einem Mietvertrag verpflichtet sich der Vermieter (hier: Gastwirt), dem Mieter (hier: KünstlerIn) eine Sache zu überlassen, dafür schuldet Letztgenannter dem Vermieter vor allem die Zahlung des Mietzinses. Dabei ist unbedingt darauf zu achten, dass analog zur Miete eines Hauses oder einer Wohnung der Vermieter ein gesetzlich festgelegtes Zurückbehaltungsrecht innehat.

Bei einem Kommissionsgeschäft übernimmt es der Kommissionär (das wäre in diesem Fall wiederum der Gastronom), gewerbsmäßig Waren für Rechnung des Kommittenten (hier: KünstlerIn) in eigenem Namen zu verkaufen. Bei den hier besprochenen Fällen stellt ein solches Geschäft wohl eher die Ausnahme dar, dies insbesondere wegen des Erfordernisses der Gewerbsmäßigkeit, da der Verkauf von Kunstgegenständen von der Gewerbeberechtigung für das Gastgewerbe grundsätzlich nicht mit umfasst ist. Hingegen sind Kommissionsgeschäfte bei Kunstgalerien durchaus üblich.

Eine hierzu passende Gerichtsentscheidung aus Wien: Das Landesgericht für Zivilrechtssachen Wien als Berufungsgericht hat in einem ganz ähnlich gelagerten Fall wie dem oben Beschriebenen eine weitreichende Grundsatzentscheidung gefällt, wonach der Lokalbetreiber die von einer Künstlerin in seinem Restaurant ausgehängten Gemälde bedingungslos herauszugeben hat und er überdies für die Zeit, in der sich diese bei ihm befanden, ein angemessenes

Benützungsentgelt an die Künstlerin zu zahlen hat. Begründet wird diese Entscheidung damit, dass die Bilder schließlich das Restaurant geschmückt hätten und es wäre dem Besitzer die Notwendigkeit einer (sozusagen den Durst und den Appetit der Gäste anregenden) anderen Dekoration erspart geblieben (siehe Cwitkovits, „Vernissage“ 03/09).

#### Empfehlungen und Schlusswort

Um Unklarheiten und daraus resultierenden Streitigkeiten von vornherein zu vermeiden, sollte eine, als Beweismittel im Streitfall taugliche, schriftliche Vereinbarung getroffen werden, welche die wesentlichen Eckpunkte des Rechtsgeschäfts enthält.

Diese wären vor allem:

- Eine Liste der auszustellenden Werke
- Dauer der Ausstellung
- Aufteilung des Verkaufserlöses
- Möglichkeit einer vorzeitigen Kündigung
- Sofern gewünscht eine Kunstversicherung und wen die Prämienzahlungsverpflichtung trifft
- Kostentragung für Vernissage, Aufstellung/Ausgang und Transport
- Kostenbeitrag von KünstlerInnen für die Ausstellung
- Regelung einer allfälligen Benützungsentgeltsverpflichtung des Gastwirtes an KünstlerIn, vor allem in welcher Höhe
- Bedingung für ein Zurückbehaltungsrecht des Gastwirtes wegen Gegenansprüchen

Letztendlich sei auch noch empfohlen, sich einen möglichst genauen Eindruck darüber zu verschaffen, um was für eine Art von Lokal es sich handelt, in dem die Ausstellung beabsichtigt ist, in welcher Gegend es sich befindet, von welchem Publikum es frequentiert wird usw.



Glückskind, Foto: Evelyn Platzer



Ambiente, Foto: Evelyn Platzer



# „Auf dass sie mit ihrem Pinsel keine wollüstigen Ideen erwecken...“

## Von der männlichen zur weiblichen Betrachtungsweise der Rollenbilder anhand des Porträts in der bildenden Kunst

Inge Praxmarer

Die Frau nahm stets eine dominierende Position in der bildenden Kunst ein. Bemerkenswert ist jedoch, welche Rolle ihr zugeschrieben wurde und auch heute noch zum Teil auferlegt wird. Schärft man/frau den Blick, grenzt sich sogleich ihr Dasein ein. Sie ist für einen Künstler, auch nicht selten für eine Künstlerin vorwiegend Modell. Sie ist Trägerin der männlichen Vorstellung, wie eine Frau ist, wie eine Frau zu sein hat. Lange Zeit überlagerte dieser „männlichen“ Blick die Wiedergabe ihrer Persönlichkeit. Erfolgt die Fokussierung auf das Bildthema des Porträts, wird diese Einengung ganz speziell.

### Das Porträt als Ausdruck des Selbstverständnisses und Selbstbewusstseins

Das Porträt nimmt seit dem ausgehenden Mittelalter beziehungsweise seit der beginnenden Neuzeit einen besonderen Stellenwert ein. Die steigende Bedeutung hängt mit der sich um 1500 wandelnden ökonomischen und sozialen Situation zusammen. Die Basis des wirtschaftlichen Aufschwungs bildete das Bürger-

tum. Dieses wollte seine Weltsicht in einer Kunst zum Ausdruck gebracht wissen, die sich an der Realität orientiert. Individualismus und Realismus sind angesagt. Daher wird der Mensch als Individuum von Bedeutung, dabei das Porträt zu einem beliebten Bildthema. Es ist nicht nur ein Abbild des Gegenübers, in ihm vermag sich der wirtschaftliche und die soziale Stellung der Dargestellten beziehungsweise Auftraggeber zu spiegeln. Die Frau nimmt hierbei häufig die Funktion dies zu übermitteln ein. Jedoch ist das wieder ein Blick von außen, ein Blick der Männer auf Frauen.

Die Bedeutung des Porträts allgemein hing damit zusammen, dass der Mensch als Höhepunkt der Schöpfung angesehen wurde. Seine Darstellung erlangte große Bedeutung, obwohl es beim Porträtieren zunächst darum ging, das Äußere abzubilden. Innerhalb des Porträts standen jene, die Mitglieder der oberen gesellschaftlichen Schichten wiedergeben im Ansehen höher, als die Darstellungen der unteren, die lange nicht als porträtwürdig gegolten haben. Von besonderer Bedeutung waren stets die Selbstporträts,



Ilse Glaninger-Balzar (1919 - 1998), Porträt des Dichters Raimund Berger, Foto: TLM  
Bild links: Angelika Kauffmann (1741 - 1807), Selbstporträt, Foto: TLM



Hilde Goldschmidt, Porträt an der Staffei, o.J., Foto: TLM

die meist vielschichtige Aspekte dieses Themas ansprechen.

### Rollenbilder

Wie sehen sich aber die als Künstlerinnen tätigen Frauen selbst? Lange Zeit wurde den Frauen die Fähigkeit künstlerisch zu arbeiten abgesprochen. Dagegen wehrte sich bereits Christine de Pizan. Sie wurde 1364 in Venedig geboren und war als Schriftstellerin vor allem in Frankreich tätig. Ebenfalls eine venezianische Schriftstellerin Moderata Fonte verfasste 1581 folgende Text: „Zu allen Zeiten waren die Frauen von der Natur / Mit beträchtlicher Vernunft und mit Empfindungsvermögen versehen, / Von Geburt aus nicht weniger befähigt als die Männer, / Durch eifriges Streben und Anstrengung / Verstand und Tugend zu beweisen.“

Hierbei zeigt sich das steigende Selbstbewusstsein der Frauen, das auch im Porträt zum Ausdruck gebracht wurde. Insbesondere das Selbstporträt war stets Spiegelbild des eigenen Verständnisses als Frau und Künstlerin.

Um Künstlerin zu sein, mussten Frauen das traditionelle Rollenbild brechen, sich gegen die Konventionen stellen. Künstlerinnen sind in allen Epochen präsent. Sie werden jedoch in der Kunstgeschichte als Ausnahmen behandelt. Ihre Wertschätzung variiert je nach Epoche. In jeder Zeit wurden ihnen Hindernisse, Stolpersteine und Fußangeln in den Weg gelegt. Zahlreiche Ein- und Beschränkungen erschwerten ihre Tätigkeit. Sie waren umfassend, betrafen Erziehung, Ausbildung, Berufsbild und Arbeitsbedingungen. Vorurteile und Hierarchien hielten Frauen



Elke Krystufek, Oskar Kokoschka Elk Elk (Die Windbraut), Acryl auf Leinwand, 1999, Foto: Foto: TLM

vom Beruf der Künstlerin ab. Nicht zuletzt war das Künstlerbild selbst, ein rein männliches, das den Mythos parallel zur göttlichen Schöpfung transportierte.

### Die Frau als Künstlerin

Das Tiroler Landesmuseum Ferdinandeum besitzt drei Porträts von Angelika Kauffmann. Eines zeigt die berühmte Malerin des 18. Jahrhunderts als Kind mit einem Notenblatt in der Hand. Zu zeichnen und zu musizieren war Teil der Erziehung. Häufig kam es vor, dass die Entscheidung welcher Kunst man/frau sich zuwenden sollte, schwer viel. So auch Angelika Kauffmann. Ein weiteres Porträt zeigt sie in der Tracht einer Bregenzerwälderin, das um 1781 entstand. Ganz der barocken Auffassung entspricht das dritte Porträt. Leicht und hell werden die Farben eingesetzt, weich die Formen moduliert. Dies entsprach dem allgemeinen Geschmack und wurde besonders wertgeschätzt. Die Kunst von Angelika Kauffmann wurde anerkannt, da sie in Inhalt und Technik dem Ideal der weiblichen Kunst, die das Schöne und Zarte verkörpert, gerecht wurde, da ihr nicht einfiel, „... mit ihrem Pinsel wollüstige Ideen zu erwecken...“.

Ob eine Frau den künstlerischen Beruf ergreifen konnte, hing vor allem von ihrer Familie ab, denn die Ausbildung erfolgte zunächst vorwiegend im väterlichen Betrieb. Frauen, wenn sie als Malerinnen tätig sein wollten, waren immer auf die Unterstützung ihrer Väter oder Ehemänner angewiesen. Weitgehend waren sie als deren Mitarbeiterinnen tätig und nicht selten wurde ihre Arbeit diesen zugeschrieben. Ateliers, Zünfte und Akademien blieben ihnen im Allgemeinen verschlossen.

Im Zuge der Aufklärung kamen die Vorurteile gegenüber Frauen und somit Künstlerinnen besonders zum Tragen. Dem Mann, dem Vernunftwesen, wurde die Frau, ganz Gefühlswesen, gegenüber gestellt. Unter Umständen wurde ihnen eine gewisse Begabung zugestanden, vor allem für die Gestaltung von Gebrauchsgegenständen, die als Fortsetzung der Hausarbeit mit anderen Mitteln angesehen wurde. Gelangen ihr trotzdem beachtliche Kunstwerke, dann wurden sie als keine richtige Frau verleumdet.

Selten sind die Werke von Frauen auf uns gekommen, dazu wurden ihre Arbeiten als zu unbedeutend angesehen. Ganz selten konnte ein größeres OEuvre ausgemacht werden, wie das der Schwazer Malerin Maria Anna Moser (1758-1838). Sie nahm die Profession ihres Vaters auf und widmete sich gleichfalls der Malerei. Ein Zeitgenosse der Künstlerin, Joseph Lemmen, schätzte ihre Kunst berechtigter Weise höher ein als die ihres Vaters. Er verzeichnete in dem von ihm erstellten Lexikon: „daß sie vortrefflich mit besonderer Genauigkeit und Fleiße kopirt (...). Sie malte auch gute Portraite.“ Diese Attribute werden stets Frauen zugeordnet. Maria Anna Mosers Arbeiten stehen am Übergang vom Barock zum Klassizismus, dies ist weniger zeitlich, als viel mehr thematisch festzumachen. Die religiösen Bilder basieren auf der Tradition des Barocks, die Porträts entstanden unter dem Einfluss des Klassizismus. Sie sind streng komponiert, ihre Formen klar und die Farben in einem gedämpften Ton aufgetragen. Der Ausdruck der Porträtierten verweist die Betrachter auf Distanz. Auftraggeber dieser Bilder waren Vertreter des Bürgertums und des Adels. Etliche Beispiele befinden sich in Privatbesitz oder sind im „Museum Kunst in Schwaz“ im Rabalderhaus zu sehen, wie zum Beispiel das 1918 entstandene „Porträt Gräfin Tannenberg“.

Den Zwängen entkamen nur Frauen des Adels und gehobenen Bürgertums, die in materiell gesicherten Verhältnissen lebten und der Kunst als „Dilettantinnen“ nachgehen konnten, worauf die Bildunterschrift „Zeichnerin durch Selbstbildung“ beim Selbstporträt von Johanna Isser hinweist. Johanna Isser-Grossrubatscher wurde 1802 in Neustift bei Brixen geboren, wuchs in Meran auf, war als Zeichnerin vor allem von Burgen sowie als Schriftstellerin tätig. Sie verstarb 1880 in Innsbruck. Ihre Bildung entsprach dem sozialen Stand ihrer Eltern, Kaspar Großrubatscher war Verwalter von Neustift. Zeichen-

unterricht erhielt sie bei Josef Kapeller in Meran. Die Ausbildung eines Mädchens, das einer höheren sozialen Schicht angehörte, schloss auch im 19. Jahrhundert sich in Dichtung, Musik und bildender Kunst zu üben, mit ein, jedoch nicht um einen Beruf zu erlernen, sondern als Dilettantin allein um der Kunst willen.

### Zum Nachlesen

Es gibt nur wenige schriftliche Selbstzeugnisse, die relativ authentisch über die Situation einer bildenden Künstlerin Auskunft geben. Meist hielten sie es selbst nicht für wert ihren Lebensweg niederzuschreiben. Eine Ausnahme stellt Anna Stainer-Knittel, auch als „Geierwally“ bekannt, dar. Im Museum im Grünen Haus befindet sich ein Selbstporträt, das sie 1863 gemalt hat. Selbstbewusst, als Malerin mit Pinsel und Palette auf einem Berg stehend, zeigt sie sich den Betrachterinnen. Ihr Leben, das stellvertretend für viele steht, war jedoch weniger strahlend. Sie war immer von Gönnern finanziell abhängig und musste oft selbst allein für den Lebensunterhalt der Familie aufkommen. So wandte sie sich dem Kunstgewerbe zu.

### Mit Pinsel und Kamera dem Ich auf der Spur

Das Porträt des 20. Jahrhunderts wurde von der Intention einen immer größeren Ausdruck zu erzielen, geprägt.

Sich als Künstlerin darzustellen war auch für Hilde Goldschmidt, wie zum Beispiel in „Malerin mit Stillleben“ von 1969 oder „An der Staffelei“ von 1974, von großer Bedeutung. Hilde Goldschmidt wurde 1897 in Leipzig geboren, erfuhr von Oskar Kokoschka an der Leipziger Akademie ihre Ausbildung, kam 1933 nach Kitzbühel, emigrierte nach London und kehrte 1950 nach Kitzbühel zurück. Ab nun wurde das Naturvorbild einer immer größeren Abstraktion unterworfen. Für sie war wichtig das Erfahren des Gegenübers immer konsequenter durch die Abstraktion der Formen und emotionalen Ausdruckswerte der Farben gestaltet. Als Modelle dienten für die Künstlerin ihre Freunde, Verwandte und sie selbst.

Während Hilde Goldschmidt vor allem helle Farben verwendet und die Formen aufbricht, vereinfacht und verdichtet Hilde Nöbl diese. Sie stellt sich selbst zum Beispiel 1954 als Halbfigur, ganz zerbrechlich, vor dem Hintergrund einer Abendlandschaft mit Bergen und Bäumen dar. Schwarz, Braun und Blau bestimm-



Renée Stieger: „...ergo sum“, Videostill 2003, Foto: Renée Stieger

men die Farbpalette. Die Farben füllen abgegrenzte Flächen, die jedoch nicht geschlossen sind, denn immer wieder blitzt das Weiß des Untergrundes durch und bricht die Farbe auf. Hilde Nöbl wurde 1912 in Innsbruck geboren und verstarb dort 2001. Sie besuchte 1940 den abendlichen Zeichenkurs von Max von Esterle an der Universität Innsbruck. Dann führte sie ihr Studium in der Malschule Toni Kirchmayrs in Innsbruck und 1944/1945 sowie 1951/1952 an der Akademie der Bildenden Künste in Wien fort. Bei Sergius Pauser lernte sie das Porträtieren. 1957 erfolgte ein wichtiger Paris-Aufenthalt.

Hilde Nöbl ging, wie einige ihrer KünstlerkollegInnen den Weg vom genauen Naturabbild zur Abstraktion der Form, die das Geschaute nicht hinter sich lässt, sondern auf einfache, klare Formen und Farben konzentriert. Mit einer ähnlichen Bildsprache, jedoch in klaren, bunten Farben schuf Gerhild Diesner ihre Porträts.

Dass das Porträt auch in der aktuellen zeitgenössischen Kunst keineswegs ausgedient hat, zeigen viele Beispiele, unter anderem ein Selbstporträt, ein Brustbild, von Elisabeth Moser. Sie zeigt sich frontal, als Brustbild, jedoch verdeckt ein von der Porträtierten selbst hochgehaltener Handspiegel ihr Gesicht, eine interessante Doppelbödigkeit, die dem Selbstporträt zu Grunde gelegt werden kann.

Um die Verdoppelung, ja Verdreifachung des Ichs geht es der Innsbrucker Videokünstlerin Renée Stieger in ihrer 2003 entstandenen Videoinstallation „...ergo sum“ für drei Screens. Die Künstlerin veranschaulicht einen Trialog. Sie sitzt mit sich zu dritt an einem Tisch und bespricht ihre Gedanken.

Die Auseinandersetzung mit dem eigenen Ich findet heute auf einer Ebene statt, die mit anderen Bildthemen gleichwertig ist. Wurde früher Frauen jede Intellektualität und Kreativität abgesprochen, wurden sie auf das bloß Natürliche, Instinkthafte und Gefühlvolle verwiesen, kann heute kaum ernsthaft noch eine Differenzierung vorgenommen werden. In der Zeit des Barock bildete sich eine Themenhierarchie heraus, welche bis ins 19. Jahrhundert Gültigkeit hatte. Aufgrund von Kriterien wie Intellekt und vor allem die Fähigkeit der Imagination, die nur dem Mann zugeschrieben wurde, erfolgte die Reihung: Historie, Porträt, Genre, Landschaft und Stillleben. Da den Frauen immer wieder versucht wurde gerade diese beiden Voraussetzungen abzusprechen, war die Folge, dass ihnen die rangniederen Sujets zugesprochen wurden. Das Porträt gab ja „nur“ die Mimesis wieder. Das Gegenüber wurde ja „nur“ abgemalt, wozu keine Erfindungsgabe notwendig sei, so wurde argumentiert. Dieses Vorurteil musste schon lange gestrichen werden.

Im ausgehenden 20. beziehungsweise beginnenden 21. Jahrhundert findet eine sehr kritische Auseinandersetzung mit dem eigenen Ich statt. Das Selbstporträt dient hierbei als Transporter. Das Ich bildet die Basis für die Analyse von Rollenbildern, von persönlichen und gesellschaftlichen Projektionen.



Maria Anna Moser, Kreishauptmann Mensi und Familie, 1815, Foto: Stadt Schwaz



Maria Lassnig, Selbstporträt mit Stelzfüssen, Öl auf Leinwand, 1969, Foto: TLM



Ein Holzschnitt aus dem 16. Jahrhundert zeigt die Meeresungeheuer, die, wie man damals glaubte, im Nordatlantik lebten. Das Interesse der Öffentlichkeit an den Monsterwesen war so groß, dass ein zurückkehrender Forscher glaubte, sich entschuldigen zu müssen, weil er bei seiner Reise in die Neue Welt keine gesehen hatte.

# Das verlorene Paradies und wieder zurück

Von hochalpinen Befindlichkeiten, der Kunst und der Sehnsucht nach Ferne und Heimat zugleich.

*Maria Peters*

Tilicho Peak, Nepal, 2001 (Materialdepot 1, 6000 m)  
Der Himmel war von dunkelstem Blau. Ein Nachthimmel über einer von der Sonne gleißenden Landschaft. Schon vom Lager aus hatte ich immer die riesigen Hängegletscher am Tilicho Peak bewundert und auch bereits gezeichnet. Nun saß ich inmitten meiner eigenen Skizze, mit dem einzigen Unterschied, dass alles viel größer war, als ich es von unten vermutet hatte. Die Eisblöcke waren groß wie ein mehrstöckiges Haus, sie waren gefährlich prekär übereinander gestapelt, so als ob sie in der nächsten Sekunde abstürzen würden. Ich stellte mir das Spektakel vor, wenn einer dieser Giganten tatsächlich abbrechen würde. Das ganze Tal wäre von Eisbrocken und Schnee übersät.

Wie verrückt wir Menschen doch waren, dass wir uns hier heroben aufhielten, uns vormachten, wir würden eine sichere Route durch die Gletscher finden.

Die Entdeckung der Reisemalerei war ein großes Glück für mich, denn ich bin ein nomadischer Mensch. Vermutlich eine frühkindliche Prägung, wechselten meine Eltern doch oft ihren Wohnort. Als ich vier Jahre alt war übersiedelten wir zum

Beispiel von Zams nach St. Johann im Pongau. Auf unserer Abreise, kurz vor Kufstein, stimmte meine Mutter das Lied an: Tirolerland wie bist du schön, so schön, wer weiß, ob wir uns wiederseh'n....“

Bis heute, wann immer ich dieses Lied höre, werde ich furchtbar traurig. Denn für mich als Kind war der damalige Abschied endgültig.

Ein Jahr später kehrten wir jedoch wieder ins Tiroler Oberland zurück. Bald darauf fragte ich meinen Vater, wohin wir denn als nächstes ziehen würden.

Mein Vater machte eine weite Geste über unser Haus und den Garten und sagte stolz: „Wir müssen hier nicht mehr weg, Maria. Wir können hier für immer bleiben.“

Weil er sich so darüber zu freuen schien, setzte ich ein strahlendes Kinderlächeln auf. Aber innerlich dachte ich: „Lebenslänglich?!“

Die Familientradition des häufigen Orts- oder zumindest Wohnungswechsels führte ich später fort. Ein Psychologe würde wohl sagen: Zwanghafte Nachinszenierung eines Kindheitstraumas.

Zugleich aber habe ich von meinem Vater auch ein unruhiges Naturell und die große Neugier auf fremde Länder und Kulturen geerbt. Und natürlich auch die Liebe zu den Bergen.



Cho Oyu nord, Winterversion, Öl auf Leinwand, 2007, Foto: Fotostudio West  
Bild links: Collage und Fotos, Foto: Maria Peters



Balto träumt vom Eismeer, Öl auf Leinwand, 2010, Foto: Fotostudio West

Alle von mir jemals ausgeübten Berufe verlangten nach einem mobilen Leben unter freiem Himmel. Ich war unter anderem Wanderrestauratorin, und ich jobbte als Filmerin. Wegen dieser schwierigen mobilen Lebensumstände habe ich dann auch recht verspätet studiert. Und nach fünf relativ sesshaften Studienjahren in Wien, schickte mich ein skurriler Zufall nach Nepal – und die Liebe zu den Bergen und zum Unterwegssein war wieder erwacht.

#### **Cho Oyu, Tibet, 2004 (Base Camp, 5.700m)**

Mein Malhocker stand etwas wackelig auf dem Schotter. Unter dieser dünnen Schotterschicht, das wusste ich, war eine mehrere hundert Meter dicke Schicht aus uraltem Gletschereis. Die Kälte kroch mir allmählich in die Glieder, obwohl ich die Expeditionsschuhe trug und im Sturmanzug steckte. Mühsam erhob ich mich von meinem Sitz. Steif und mit knackenden Knien. Ich trat einige Schritte von der Leinwand zurück. Ich hatte schon seit Stunden gearbeitet. Zackige, unsichere Linien, verworrene Andeutungen von Felsen und Gletschern. Ich sah hinauf auf den Cho Oyu mit seinen weitschwingenden weichen Formen, seinen Klüften, Linien. Vielleicht wäre die Arbeit nach zwei drei Wochen leichter von der Hand gegangen. Obwohl ich daran zweifle, weil eine geistige Arbeit in dieser Höhe wohl nicht mehr wirklich möglich ist. Aber ich konnte das nicht mehr überprüfen. Die chinesischen Behörden, ihre Schikanen gegen uns - und noch mehr gegen die Tibeter – verunmöglichten meine Arbeit. Wir reisten ab.

#### **Falkenhütte, Karwendel, 2003 (Winterraum, 1.840 m)**

Es würde heute kalt bleiben. Ich arbeitete also in der Nähe des Winterraums, damit ich mich zwischendurch würde aufwärmen können. Meine Leihhündin Semmel lag neben mir, ich hatte ihr meine Daunenjacke als Unterlage geborgt. Ich zeichnete die Laliderer-Spitze, als Semmel sich plötzlich lautlos aufrichtete. Sie fixierte einen Punkt im Gelände. Ich folgte ihrem Blick. Und da saß er endlich: Unser Luchs!

Ich arbeitete viel im Himalaya, in Tibet und in den Alpen. Aber irgendwann bekam ich Lust, wieder einmal mit dem Auto zu reisen. Ich fuhr also auf den Spuren der Romantik durch Deutschland. Ich wanderte im Thüringer Wald, fuhr in die Sächsische Schweiz, besuchte in Rügen die Kreidefelsen und bummelte weiter bis nach Hamburg.

An allen Orten dieser Reise stieß ich laufend auf Geschichten über Hunde. Balto, ein alaskanischer Schlittenhund, war dabei die eindrücklichste Begegnung. Er spielte bei einer spektakulären Rettungsaktion 1925 eine entscheidende Rolle, und seine Treue und Aufopferungsfähigkeit wurden in Amerika legendär. Ich sah die Originalaufnahmen von dieser Rettung in Form von ruckelnden tonlosen schwarz-weiß Aufnahmen in dem kleinen naturhistorischen Museum „Ottoneum“ in Kassel. Alle Hundegeschichten auf dieser Reise waren Geschichten von Treue, von Verbundenheit und von dem verzweifelten Kampf des Menschen (und auch der Hunde) um Zivilisation. In Hamburg sah ich dann das Gemälde „Das Eismeer“ von Caspar David Friedrich. Und als ich abends in Hamburg am Hafen stand und über die Elbe in Rich-

tung Nordsee blickte, entwarf ich das Bild: Balto träumt vom Eismeer.

Und mein nächster Traum war geboren – ich musste meine Geschichte weitererzählen – ich musste dringend nach Grönland reisen.

### **Tassilak, Grönland 2010**

Draußen im Eismeer hört man zwischen den schwankenden Schollen wie das Wasser gurgelnd hervorquillt. Und dann - in der Gegenbewegung der Wellen des Meeres -wieder aufs Neue mit einem saugenden Geräusch nach unten gezogen wird. Wie das Stöhnen eines riesigen urzeitlichen Wesens.  
Das Atmen des Eises.

Ist diese Eislandschaft eine Landschaft? Wo doch kein Land darunter liegt? Kalte und doch zarte Farben, grotesk anmutende Blöcke und Schollen, alles wie im Spiel eines Titanen hingeworfen – der Eisgürtel um Grönland ist die sichtbar permanente Veränderung. Nur Eis, bis zum Horizont.

Hier in Grönland wurde ich zur wahren Romantikerin, die nicht mehr ein dokumentarisches Bild nach Hause bringt, sondern die Nacherfindung einer erlebten Landschaft.

Ein Ort, an dem ich für längere Zeit gearbeitet habe, wird endlich zu einem Stück Heimat für mich. Ich habe dort meine Erinnerungen, meine Rituale, ein Revier.

Meine Heimat ist also geografisch betrachtet ein recht verstreutes Sammelsurium von Orten.

Die Verbindung ist die sich fortsetzende Linie der er-

zählten Geschichten. Eine führt zur nächsten. Und damit sie sich verorten, damit sie wahr und durch reale Erlebnisse angereichert werden, suche ich für jede neue Geschichte auch einen neuen Ort.

Aber trotz dieser bewussten Suche, waren alle Orte in meiner Seelenlandschaft schon angedeutet. Ich vertiefte mich in eine Landschaft, sie hat von vornherein bereits mit mir zu tun, aber sie ändert mich auch. Und dieser Veränderung gebe ich mich hin. Sie eigentlich habe ich gesucht. Die Landschaft selbst ist in Wahrheit nur ein Mittel zum Zweck.

### **Jamtal, Galtür, 2013 (Zeltlager, 2.100m)**

Ich begann um zehn Uhr mit dem Freischaufeln des Zeltplatzes. Der Schnee war tief, schwer und nass. Um vier Uhr stand endlich das große Zelt, gerade noch rechtzeitig, bevor der Schneeregen mein Gepäck durchnässte. Ich kochte mir rasch etwas Polenta. Ich war so hungrig, dass ich zitterte. Ich verschlang die Polenta wie ein Tier direkt aus dem Topf.

Ich kämpfte die folgenden Tage von morgens bis abends gegen Sturm, Schnee und Eis.

Als die Kälte vorbei war, fühlte ich mich stark, unverletzlich und grenzenlos. Und mit jedem Tag sah ich mehr. Jede winzigste Linie im Fels, jede Schattierung im Schnee, die vielen Spuren der Tiere im Tal. Ich lernte die Wolken richtig zu deuten und wusste nun genau, wann die richtige Tageszeit, das ideale Licht für jeden Berg in meinem Blickfeld zu erwarten war. Geschwächt kehrte ich abends ins Lager zurück. Kroch in meinen Schlafsack, glücklich, müde.

Und hörte beim Einschlafen den Sirengesängen des Wildbaches zu.



Video-Still, Maria Peters im Jamtal, Galtür, Mai/Juni 2013, Foto: Maria Peters

Der Kampf um die Bilder, das Suchen der Motive im Gelände, die Jagd nach dem richtigen Licht, das Aus-harren in Kälte oder Hitze, man könnte sagen, das alles sei vergeudete Kraft.

Aber die Kraft des Augenblicks lässt sich ohnehin weder konservieren noch mitnehmen. Was nützt es, wenn ich hundert werde, aber nicht gelebt habe? Was nützt es, wenn ich weiß, was wahrzunehmen ich im Stande wäre, aber mich nicht getraue?

Unbeobachtet, unerreichbar, ungestört.

Die ruhige und konzentrierte Arbeit in der freien Natur schärft die Wahrnehmung in höchstem Maße. Jedes feinste Geräusch, jede winzigste Veränderung in der Umgebung bildet sich ab in mir. Wie im Unerbittlichen Gedächtnis von Jorge Luis Borges. Die Tage werden endlos, weil nichts den Tag fragmentiert. Kein Telefon, keine Gespräche, keine Erledigungen - nur der Rhythmus des eigenen Körpers, des Wetters und der weichfließende Übergang vom Tag hinein in die Nacht.

Das Arbeiten in der Wildnis, das ist mir schon bald klar geworden, verlängert das Leben. Verlängert nämlich die wahrgenommene Zeit – es dehnt sie aus, so dass ich von jedem meiner Aufenthalte, auch wenn es oft nur zwei drei Wochen waren, die Erinnerung von Monaten in mir trage.

Das alleine wäre schon Grund genug, meine Arbeit weiter zu betreiben. Aber darüber hinaus kann ich eben auch noch viel unterwegs sein, kann viel zu Fuß gehen, aber kann auch - und das ist das wichtigste - mich ungestört und ohne Limit, grenzenlos und, wenn ich eines Tages Lust darauf habe, auch bis zur endgültigen Erschöpfung meiner Arbeit gänzlich hingeben.

Geschichten, Erinnerungen und Bilder hätte ich eigentlich schon genug gesammelt. Es wäre ein Leichtes, bis an mein Lebensende aus diesem Fundus zu schöpfen.

Und manchmal wünsche ich mir auch, ich könnte einfacher arbeiten. Mit einer Kamera und dem kleinen Rucksack durch fremde Lande oder die Berge streifen, kurze Notizen machen und später dann alles im gut geheizten Atelier vermalen. So, wie das vernünftige Künstler normalerweise machen. Meine Berg- und Reise geschichten sind aufwendig, sie kosten Zeit, Kraft und enorm viel Geld.

In Galtür, in jener Nacht, als es stürmte und schneite, so dass ich stündlich die Zelte ausschaufeln und neu verzurren musste, da sagte ich mir, dass ich nie mehr eine so harte Tour machen möchte.

Dass ich nun in die Wärme ziehen und aufhören sollte, diese mühsame Arbeit vor Ort zu betreiben.

Aber ich weiß jetzt schon, dass ich das nicht einhalten werde. Irgendwann lockt es mich wieder. Ich lese oder höre eine Geschichte, ich sehe Bilder von einem fernen Land – und dieser Ruf ist so wie eine neue Liebe – alles ist mir dann einerlei. Ich muss dort hin. Ich muss genau diese Geschichte an genau diesem Ort erzählen.

Die Landschaften und die Berge an sich, so sehr ich sie auch liebe, sind dabei nicht mein Thema.

Es geht ums Verlorene Paradies, es geht darum, mich anzufreunden mit Der besten aller möglichen Welten und: um die ewige Sehnsucht nach Heimat. Mag sie noch so vorläufig, fragil oder schwer zu finden sein.



Das Eismeer, Öl auf Leinwand, 2012. Das Format ist exakt jenes von Caspar David Friedrichs Bild „Das Eismeer“ auch genannt: „Verlorene Hoffnung“, Foto: Maria Peters



Bild oben: Zelte im Schnee, Bleistift auf Papier, 2013, Foto: Maria Peters

Bild unten: Streunen und Hausen am Goldenen Horn, Aquarell, 2013, Foto: Maria Peters



# Multitasking auf dem Land: Die Bäuerin des Jahres - Monika Hueber

Silvia Albrich

„Unweit der Landeshauptstadt, 15 Kilometer westlich von Innsbruck, Autobahnausfahrt Kematen Oberperfuß, am Ortsanfang Oberperfuß (Brunnen mit Holztrog) rechts abbiegen, ist auf der rechten Seite der Erbhof ‚Hanselis‘“. - Diese Wegbeschreibung führt zu Monika Hueber, Meisterin der ländlichen Hauswirtschaft und Bäuerin des Jahres 2013. Sie und ihr Mann Jakob heißen via Internet auf ihrem Milchviehbetrieb „herzlich willkommen“. Denn die moderne Bäuerin ist vernetzt, zur Direktvermarktung von selbsterzeugten Produkten ebenso wie zur Präsentation des umfangreichen Angebotes „Schule am Bauernhof“ (SAB).

Schon bei der Einfahrt in den weitläufigen Hof mit Stall, Tenne, großem alten Wohngebäude, Kräuter- und Blumengarten, Feldern und Wiesen und unzähligen gepflegten Blumentrögen rund ums Haus erfasst die Besucher eine Ahnung wie viel Arbeit, Engagement, Fleiß und Liebe das Tagwerk der Bauersleute umfasst. Doch damit nicht genug, ist Monika Hueber seit mehr als zehn Jahren auch „Schule-am-Bauernhof“-Bäuerin und genau dafür, für die „Kindererlebniswelt Tirol“ wurde sie ausgezeichnet. Das Projekt des Ländlichen Fortbildungsinstitutes (LFI) an der Landwirtschaftskammer will Kindern und Jugendlichen das Thema Landwirtschaft näher bringen.

Dafür macht Monika Hueber ihren Hof mit unzähligen Aktivitäten zum erlebnisreichen Naturklassenzimmer. Die Kinder tauschen die Schulräume gegen die freie Natur, den Acker, die Wiese und den Wald, Bäuerin Monika öffnet auch die Stall- und Haustür ihres Hofes, um ihnen einen Einblick in den Alltag, in das Leben und Arbeiten am Bauernhof zu geben, auf dem Kühe und Kälber (Tiroler Grauvieh), Schweine, sieben Kaninchen, verschiedene Hennen, Wachteln, Katzen und ein Papagei leben.

Sie vermittelt den Schulklassen kindgerecht und spannend den Werdegang und die Veredelung heimischer Lebensmittel vom Ursprung bis zum Supermarktregal. Sie bietet auch Familiensamstage für Großeltern, Eltern und Kinder an sowie Kindergeburtstage für die Kleinen, denen ihr Festtag durch die Begegnung mit den Tieren und der Natur zu einer bleibenden Erinnerung wird. „Das Areal rund um den Bauernhof der Familie Hueber war erfüllt mit vielen lachenden Gesichtern, mit herumtollenden und spielenden Kindern und Eltern, die es sich ganz einfach auf der Wiese gemütlich gemacht haben“, erinnert sich eine Besucherin.

## Ein „kuhler“ Tag fernab der Schulbank

„Kuhl“ verläuft auch so mancher Schultag rund um Haus und Hof: Zwei Kinder üben an einem Gestell



Landwirtschaftsminister Niki Berlakovich und Bundesbäuerin Andrea Schwarzmann überreichen die Auszeichnung an Monika Hueber (Mitte), Foto: BMLFUW/ Bernhard Kern

Bild links: Monika Hueber, Foto: Silvia Albrich



Kinder mit Tieren, „Bauernhofluft“ erleben, Foto: LFU Tirol

mit Kuheuter das Melken, andere grillen am Steckerl selbst gebackene Brotstücke, ein Bub zeigt stolz, dass er die Scheu vor den Hennen überwunden hat...

Die Themenpalette ist je nach Jahreszeit ungemeyn breit: Im Frühling Palmlattenbinden, Brezeln backen, Osterdekoration basteln; im Sommer die Kartoffelernte mit „Kartoffelschatz graben“, Information über verschiedene Erdäpfelsorten und Verkosten der Kartoffelpeisen; im Herbst Erntedank mit Brotbacken, Korn mahlen und Brotsorten kennen lernen, herbstlichen Genüssen mit Kürbis & Co. und in der Vorweihnacht Adventkranz binden und Kekse backen.

Die Kinder erleben den Weg der Milch aktiv und hautnah mit, beginnend beim Gras auf der Wiese, über die Tiere, die Arbeit im Stall bis zur frisch gemolkenen Milch. Daraus können sie Butter und Joghurt bereiten oder das Käsen lernen. Als Stalldetektive „Kuh & Co.“ dürfen sie Tiere füttern, streicheln, beim ausmisten helfen; unter dem Motto „Hex, Hex im Kräutergarten“ lernen sie spielerisch heimische Kräuter kennen, sammeln und verwenden. Zum Thema Fleisch informiert die Bäuerin altersgerecht über die ernährungsphysiologische Bedeutung und die Verarbeitung des Fleisches etwa über den Weg vom Rind zum Schnitzel.

„Die Kinder lernen etwas über Lebensmittel, sie lernen, wo das Fleisch herkommt, denn es ist nicht so selbstverständlich, dass sie das wissen, weil man kauft es im Supermarkt oder beim Metzger. Aber dass das einmal gelebt hat, ein Kalbl oder ein niedliches kleines Schweindl war, daran denkt oft niemand.“

Die Fragen der Kinder sind ganz unterschiedlich, die Größeren, es kommen ja auch Gymnasiasten auf

den Hof, interessieren sich eher für Förderungen und logistische Abläufe. Die Kleinen fragen meist nur, wenn Erwachsene dabei sind, nach dem Schlachten: „Wenn das Kalbl so nett ist – unsere Kalbln kommen her und lassen sich streicheln – dann fragen sie, ‚werden die geschlachtet‘ und ob sie uns derbarmen.“ Zum Thema Vegetarier und Veganer meint sie, man könne es ihnen „nicht verdenken, wenn sie die kritischen Sendungen mit der Massentierhaltung sehen und was die Menschen für einen Umgang haben mit den Tieren, wenn man das gesehen hat, dann sagen viele ‚ich esse kein Fleisch mehr‘“. Das sei verständlich, aber „so wie wir es hier haben, so kleinbäuerlich, hat das Tier keinen Stress, es geht ihm gut bis es tot ist, es leidet nicht. Mich erbarmt ein Tier auch. Wenn es aus dem Stall hinaus muss, bin ich momentan nicht da, weil ich das nicht mag, aber wenn es dann tot ist, dann kann ich auch dem Metzger beim Verarbeiten mithelfen. Ich weiß zu 100 Prozent bei unserem Fleisch, wie es aufgewachsen ist, wie es gefüttert worden ist, dass es keinen Stress hatte.“ Für den Speck, den sie selber macht, ist sie schon ein paar Mal prämiert worden, in allen drei Kategorien: Schinken-, Bauch- und Karreespeck.

#### **Wenn man nur will...**

Bei so viel umfangreichem Wissen drängt sich die Frage auf: Wo hat sie das alles gelernt, kommt sie selber von einem Bauernhof? „Nein“, lacht sie, „ich komme von keinem Bauernhof, aber wenn man will, kann man alles!“ Und sie wollte.

Ihr Traumberuf war eigentlich Kinderschwester, sie ist aus Dornbirn und „wäre so gerne nach Innsbruck

gegangen, aber ich durfte das von meinem Vater aus nicht.“ Wie in den sechziger Jahren des 20. Jahrhunderts vielfach üblich, hieß es gleich Geld verdienen, damals blühte in Vorarlberg die Textilindustrie und sie begann als Näherin. Das machte sie aber nicht gern und als sie von daheim wegging, wechselte sie ins Gastgewerbe: „Ich hab immer den Kontakt zu den Leuten gesucht, auch hier, als ich daher gekommen bin.“ Sie lernte ihren Mann Jakob in Vorarlberg kennen, wohin er als Fernfahrer oft unterwegs war und war nur einige Male zu Besuch auf dem Erbhof in Oberperfuß ehe sie 1976 heirateten. „Ich hab in eine Familie mit sechs Leuten hinein geheiratet, die Schwiegereltern und die vier Kinder lebten alle hier im Haus. Es ist zwar groß und weitläufig, aber es spielte sich alles in der Stube und in der Küche ab. Damals gab es noch Plumpsklosett und kein Bad, im Laufe der Jahre hat das Paar zwei Mal umfangreich saniert, den Stall und das Wohnhaus getrennt, Bad, Klosett, zwei Zimmer und neue Decken installiert. Der Hof – die Familie stammt von dem Bauernkartografen Blasius Hueber ab – ist seit 1684 rückvollziehbar, er könnte aber durchaus älter sein.

Als junge Ehefrau orientierte sich Monika Hueber beruflich neu, absolvierte in Wien einen Kurs, um bis zum ersten Kind im Altersheim als Betreuerin zu arbeiten und wuchs allmählich in die Bauernschaft hinein. Sie hat auf dem Feld mitgearbeitet, die Stallarbeit – melken, ausmisten, füttern, die Milch herrichten – machte der Schwiegervater bis es Mitte der achtziger Jahre des 20. Jahrhunderts ihr Mann übernahm. Als sie wegen der Kinder, Tochter Stefanie und

Sohn Florian, daheim blieb, hat sie auch angefangen zu melken und im Stall zu arbeiten. 1997 bis 1999 wurde sie in Rotholz zur Meisterin der ländlichen Hauswirtschaft ausgebildet, lernte „alles rund um einen landwirtschaftlichen Betrieb“ in Theorie und Praxis. „Wenn man will, wächst man in die Aufgaben hinein.“ Es gäbe zwar junge Bäuerinnen, „die schauen in den Stall nicht hinein, die schauen ihn von außen durchs Fenster an, sie gehen auch ganz selten auf das Feld, das gibt es alles – jetzt“, betont sie. Als sie geheiratet hat, war es einfach „die Voraussetzung, dass man mithelfen hat müssen und anpacken.“ Das hatte ihr auch keine Schwierigkeiten bereitet, denn sie eignet sich gerne etwas an, besucht auch immer wieder Kurse in Rotholz, um auf dem Laufenden zu bleiben und sich weiter zu bilden. Vor etwa 11 Jahren begann sie neben der Bauernschaft noch im Sozialsprengel zu arbeiten und bald darauf „hab ich angefangen, nebenbei mit den Kindern zu arbeiten“. Sie engagierte sich an ihrem freien Tag für „Schule am Bauernhof“ und öffnete den Hof auch für die Familiensamstage: „Das mögen die Leute total gerne, weil sie ins Haus herein dürfen, sie dürfen wirklich schauen wie wir wohnen und leben. Die Leute suchen das Heimelige, es ist schade, dass das immer mehr verloren geht. Die Familiensamstage werden total gerne angenommen, da kommen wirklich Mama, Papa, die Kinder oder Omas und die fühlen sich da die paar Stunden, die es dauert, richtig wohl.“ Ihr Angebot für die Schulklassen und die Familien ist nicht nur lehrreich, „es ist auch etwas für das Gemüt, denn ein Haserl streicheln gehört fürs Herz dazu, weil das tut auch der Seele gut“, weiß sie aus vielen positiven Rückmeldungen,



Palmplattenbinden am Bauernhof, Foto: LFU Tirol

die ihr immer wieder Bestätigung und Ansporn sind. „Ich habe eine Direkt-Vermarktung, ich habe Direkt-Kontakt, das ist etwas sinnlich Erfahrbares. Man würde gar nicht meinen, wie viele Leute ihre Sorgen mitteilen, wenn sie einkaufen, kommt in einem Gespräch viel Familiäres.“

### Lernbesuche am Hof

Unter [www.schuleambauernhof.at](http://www.schuleambauernhof.at) sind die Betriebe aufgelistet, die Lehrperson wählt einen Betrieb aus und nimmt mit der Landwirtschaftskammer oder der Bäuerin Kontakt auf, um Termin und Programmbaustein (je nach Betrieb und Jahreszeit) zu vereinbaren. Auf der Homepage werden auch begleitende Unterrichtsmaterialien angeboten. Die geschulten LandwirtInnen bieten Schülern von sechs bis 18 Jahren aus Pflichtschulen (Volks-, Haupt- und neue Mittelschule), SPZ, AHS und BMHS kreativen, praxisorientierten ganzheitlichen Unterricht. Bei ein- oder mehrtägigen Hofbesuchen – im Unterland zum Beispiel sind große Höfe, da können Schulklassen aus Tirol eine Woche bleiben – bekommen die Kinder Einblicke in den vielseitigen Arbeitsalltag und in die Herstellung vieler Grundnahrungsmittel.

Wenn man sein Haus für so viele Kinder öffnet, ist das nicht mit gewissen Risiken verbunden, wie etwa bei giftigen Pflanzen im Garten? - Bäuerin Monika stellt ihren jungen Besuchern ein gutes Zeugnis aus: „Ich habe so viele Kinder da, aber es gäbe nicht ein Kind, das ein Blattl abreißt, da brauch ich auch nichts sagen, das tun sie nicht.“ Es komme dabei natürlich auch auf die Lehrerin an: „So zum Beispiel ist die gleiche Lehrerin mit zwei verschiedenen Klassen

gekommen. Die erste Klasse war total brav, ich hab noch nie so brave Kinder erlebt. Dann ist sie mit der zweiten Klasse gekommen und die waren recht temperamentvoll. Aber temperamentvoll heißt nicht, sie waren ungut. Sie waren nicht ungezogen, sie haben halt mehr Leben gehabt. Ich muss mich dann eben einstellen auf die Kinder, ich kenne sie ja vorher nicht.“ Natürlich gebe es gewisse Regeln, „die muss es geben, weil es eben mehrere Kinder sind, das ist ganz gleich, ob es ein Schultag, ein Familiensamstag oder ein Kindergeburtstag ist.“

### Bäuerin des Jahres 2013

Als das Landwirtschaftsministerium Österreichweit die Bäuerinnen des Jahres auszeichnete, ging einer der drei Hauptpreise an Monika Hueber. Sie wurde in der Kategorie „Bildung und KonsumentInneninformation“ für die „Kindererlebniswelt Tirol“ prämiert. (Je ein Preis ging an Maria Wiener für „Oberösterreichs Schulmilch gewinnt“ und Petra Steiner für „In Würde altern in der Steiermark“).

In ihrer Bewerbungsmappe listet Bäuerin Monika auf, was sie alles anbietet:

- Familiensamstage mit allen Generationen im Jahreskreis
- Schule am Bauernhof (SAB) – Wissen mit allen Sinnen vermitteln
- Kindergeburtstage
- Ferienzug – ein Ferientag am Bauernhof
- Gesunde Jause
- Lehrerinnen-Fortbildung
- Trainerin für angehende SAB-Mitarbeiterinnen



Weihnachtliches Backen am Bauernhof, Foto: LFU Tirol

Sie zeigt auch plakativ auf, „was ihr wichtig ist“:

- Vielfältig mit großem Engagement und großer Freude rund ums Jahr hinein schauen lassen in den Alltag einer Bäuerin
- Wissen und Praxis mit Stolz und Respekt vor Mensch, Tier und Natur weitergeben
- Neugier für Tradition wecken – dass alles nicht verstaubt, sondern etwas Lebendiges ist.
- Engagiert weitergeben was ich selber lebe und empfinde - reflektiert und im Austausch mit den BesucherInnen, gut betreut von der Landwirtschaftskammer Tirol / Abteilung Erlebnis Landwirtschaft
- Gesunde Sachen erzeugen: Eine Bäuerin kann Wissen und Wertschätzung über Bauernstand, Nahrung und Tiere vermitteln
- Vertrauen schaffen, ansteckend wirken: Es ist wichtig, dass die Konsumenten direkt zum Bauern einkaufen kommen, somit den Bauern unterstützen und auch selbst gesünder leben
- Direkte Kommunikation, Sensibilisierung und Bewusstseinsbildung für Landwirtschaft.
- Im Miteinander das Interesse an einem ganzen Berufsstand wecken

### **Ich bin ich, so wie ich bin**

„Ich bin ich, so wie ich bin“ - das ist ihr Motto: „Ein offener Hof, eine gebildete Bäuerin, die gerne mit Qualität weiter gibt, das sehe ich als meine Aufgabe, das macht mir Spaß“, sagt sie mit genau jener Begeisterung, die oft auf ihre Gäste überspringt. Der Beruf einer Bäuerin ist für sie Berufung, Abwechslung, Herausforderung: „Er vereinigt viele Berufe in einem. Diese Vielfalt ist ebenso erfüllend wie auch die Arbeit im sozialen Bereich.“ Sie schätzt die selbstbestimmte Arbeitszeit und Arbeitseinteilung, den ganzheitlichen Ansatz. „Gewisse Sachen muss man tun und es ist auch nicht immer alles lustig, aber es ist nie eintönig. Den Begriff „innovativ“ hat sie für sich so formuliert: Weitergehen, Abwechslung, Herausforderung, Aufgabe. „Stehenbleiben ist tödlich für einen Betrieb“, weiß sie. Man bleibt ja auch selber dadurch fit und jung, wenn man sich öffnet. Ich bin seit 5 Uhr früh auf und immer in Bewegung. Es ist zwar nicht immer der bequeme Weg“, aber für sie ist es der richtige. Ihren ursprünglichen Berufswunsch – sie wollte Kindern helfen, ihnen etwas geben – hat sie sich in einer viel weiter reichenden Weise erfüllt: Sie lebt und erlebt Kommunikation mit Kindern, Vermittlung von Wissen, aber auch von Geborgenheit. Sie kann Emotionen ermöglichen, Respekt und Wertschätzung zeigen und einfordern, sich Zeit nehmen und Aufmerksamkeit schenken.

Ihre Zielgruppen sind aber nicht nur Kinder und Jugendliche, sondern „praktisch alle interessierten Menschen, alle Generationen, Familien, SeniorInnen, Menschen mit Behinderung und auch MigrantInnen, Menschen, die in Tirol eine neue Heimat finden“.

Abschließend zitiert sie einen Gedanken von Marie von Ebner-Eschenbach, der ihr auch Motivation ist: „Was wir heute tun, entscheidet darüber wie die Welt morgen aussieht“.

## **LFI – Projekt Schule am Bauernhof**

Dipl.-Päd. Karin Astner  
Brixner Straße 1, 6020 Innsbruck  
Tel. +43 (0) 5 9292 – 1106  
E-Mail: erlebnis.lw@lk-tirol.at  
www.schuleambauernhof.at  
(für Kindergeburtstag: www.schuleambauernhof.at,  
Bundesland Tirol, alle Bezirke, Suchbegriff „Geburtstag“)  
facebook.com/schuleambauernhof.tirol

Hueber Monika und Jakob  
Hansilis, Huebe 17, 6173 Oberperfuß  
Tel. +43 (0) 5232/81570 oder  
Mobil +43 (0) 650 4023061  
E-Mail: jum.hueber@aon.at



Monika Hueber mit Kindern im Wald, Foto: LFU Tirol



# Und bis du nicht willig ... Frauen und Gewalt

Ulla Förlinger

2014 – uns Frauen geht es gut. Laut Verfassung sind wir gleichberechtigt und dank Gender Mainstreaming und politischer Correctness könnte uns gelegentlich sogar das Gefühl eines intensivierten Artenschutzes beschleichen. Warum also eine Gewalt-Debatte? Gewalt findet irgendwo statt. Natürlich, man liest schon immer wieder von Überfällen, Vergewaltigungen, rabiaten Ehemännern. Aber sind das nicht eher Ausnahmen? Da waren Frauen eben zu spät noch auf der Straße, zu aufreizend angezogen und wenn sie aus „anderen“ Kulturen stammen, na, dann darf einen sowieso nichts wundern. Frauen in Österreich haben kein Gewalt-Problem. Sie leben in einer Demokratie, sind nicht nur gleichberechtigt sondern auch gut ausgebildet und daher selbstbestimmt und bewegen sich frei und unbelästigt durchs Leben.

2014 – in Österreich ist jede fünfte Frau zumindest einmal in ihrem Leben von Gewalt in ihrem direkten Umfeld betroffen. 2012 wurden österreichweit 8.063 Wegweisungen bzw. Betretungsverbote verhängt. 1.588 Opfer familiärer Gewalt wurden von Interventionsstellen und Gewaltschutzzentren betreut. 3.502 Personen (1.735 Frauen und 1.767 Kinder) fanden in den österreichischen Frauenhäusern Schutz und Unterkunft. 88% der unterstützten Personen waren

Frauen und Kinder, 91% der Täter männlich. (Auszug aus einer Veröffentlichung der Stadt Innsbruck anlässlich des „Internationalen Tages gegen Gewalt an Frauen“ am 25. November 2013).

Gibt es Parallelwelten? Natürlich nicht. Vielmehr versuchen wir uns gewöhnlich an der Realität vorbei zu schwindeln. Uns allen begegnet täglich Gewalt und dabei können wir uns noch glücklich schätzen, wenn sie sich uns nicht in ihrer grimmigsten Gestalt offenbart und es wünschenswerterweise mit dem gehörigen Schauder angesichts der täglichen Nachrichten aus aller Welt sein Bewenden hat.

Der Begriff Gewalt lässt an brachiale Kraft und martialisches Verhalten denken. Dabei übersieht man, dass es verschiedene Ausprägungen und sehr subtile Formen gibt. Ab wann man von Gewalt sprechen kann, ist für jeden relativ. Der eine muss erst physischen Schmerz spüren, um davon sprechen zu können, für den anderen reichen schon entsprechende Mimik, Gestik oder Worte aus.

Wie aus der Statistik (s. oben) klar hervorgeht, handelt es sich bei den Betroffenen meist um Frauen. Dabei ist es durchaus den feministischen Bewegungen zu verdanken, dass Gewalt gegen Frauen nicht mehr



Birgit Neururer, Nackt & Sein, Acryl, 2013, Foto: Neururer  
Bild links: Birgit Neururer, AugenBlick, Acryl, 2013, Foto: Neururer



Birgit Neururer, Roller & Maske, Acryl/Tusche, 2013, Foto: Neururer

als reine Privatsache gewertet wird, sondern als gesellschaftliches Phänomen. Diesem Umstand ist zu verdanken, dass den Opfern eine Reihe von schützenden Maßnahmen und Institutionen zur Seite stehen. Ein hoher Prozentsatz der Gewalttaten passiert innerhalb der Familie. Ob dort oder zwischen Fremden – es handelt sich gemäß österreichischem Gesetz um eine Straftat, die vom Staat verurteilt wird. Dabei kommt der Exekutive, also der Polizei – und natürlich der Justiz - eine wichtige Rolle zu. Die Polizei ist als erstes am „Tatort“ resp. ist primäre Anlaufstelle für Opfer.

### **Gewalt als Straftat**

Für Polizeibeamte wird Gewalt zum „Fall“ wobei es eine definierte Grenzen gibt, ab wann von einer Gewalttat zu sprechen ist. Chefinspektor Ernst Kranebitter vom SPK Kriminalreferat FB01 in Innsbruck zählt auf: „Das beginnt eigentlich schon mit einer beharrlichen Verfolgung einer Person, etwa durch ständiges Anrufen oder eben Aktionen, durch die der Alltag eines Menschen erheblich eingeschränkt werden kann.“ Psychische Gewalt geht oftmals über in physische und so zählt für die Polizei natürlich auch sexueller Missbrauch, schwere Körperverletzung, Prostitution und Menschenhandel zu den Gewalttaten. Als besonders perfide zeitgenössische Erscheinungsform der psychischen Gewalt gilt die Cybergewalt. Sie macht den Polizeibeamten das Leben oftmals schwer. Meist betreffen diese Fälle das Zivil- und nicht das Strafrecht. Bezirksinspektorin Nadja Melitzer vom SPK Kriminalreferat FB01: „Auch derlei Angelegenheiten sind uns nicht fremd. So rufen uns



Birgit Neururer, Blue & Moon, Acryl, 2013, Foto: Neururer

immer wieder Menschen an, die wir diesbezüglich beraten. Ganz besonders heikel sind Fälle, von denen Kinder tangiert sind. Das könnte wiederum in den Bereich der Kinderpornographie fallen und derlei unterliegt der strafrechtlichen Verfolgung. Bei Kindern erfolgt stets eine strafrechtliche Verfolgung. Pornographie von Erwachsenen kann eine zivilrechtliche Angelegenheit werden: aber nur dann, wenn keine Nötigung vorliegt, etwa wenn mit dem Veröffentlichenden von Bildern eine Geldforderung verbunden ist.“ Wichtig ist: Kinderpornographie wird immer strafrechtlich verfolgt!

### **Kriminalpolizeiliche Realität**

Wie sieht nun die Realität aus? Uniformierte Streifenpolizisten wirken an vorderster Front. Sie reagieren unverzüglich auf den eingelangten Notruf und rücken zum Tatort aus. Dort wird über die weitere Vorgangsweise entschieden, Anzeige aufgenommen, der Sachverhalt geklärt, Ersteinvernahmen getätigt. So es sich um eine gewöhnliche Körperverletzung handelt, verbleibt der Fall bis zu seiner Finalisierung, dem Abschlussbericht an die Staatsanwaltschaft bei der örtlichen Dienststelle. Geht es aber um Vergewaltigung, sexuelle Übergriffe, massive Körperverletzung oder stellt sich ein Fall als arbeitsintensiv dar, übernimmt das SPK Kriminalreferat. Die örtlichen Dienststellen ihrerseits müssen „freigespielt“ werden um jederzeit für neuerliche Einsätze zur Verfügung zu stehen. Aber z.B. auch Fälle von häuslicher Gewalt, wo eine Wegweisung vorgenommen wird und die Streifenpolizisten eventuell sogar den Tatverdächtigen mitnehmen um ihn einzuvernehmen, können

durchaus von der Polizeidienststelle finalisiert werden. Denn ein großer Prozentsatz der Fälle kommt noch am gleichen Tag zum Abschluss. Chefinspektor Ernst Kranebitter: „Es würde schlicht keinen Sinn machen und überdies unsere Kapazitäten übersteigen, wenn alle Fälle in den Fachbereich 1 gelangen würden. Im Gegenteil, das würde oftmals die Angelegenheiten sinnlos in die Länge ziehen. Auf der Dienststelle wird eine Anzeige gemacht und sodann gleich ein Abschlussbericht angefertigt oder es gibt zuerst einen Anlassbericht (an den Staatsanwalt).“ Doch das Spektrum des Kriminalreferats ist enorm groß und reicht von Prostitution und Menschenhandel bis hin zur Körperverletzung, Raub-Überfälle auf Passanten und Todesfälle. Schwerstdelikte wie Mord übernimmt in der Folge das Landeskriminalamt (LKA).

### **Prostitution**

Prostitution ist in Österreich legal, unterliegt aber der staatlichen Kontrolle. Die Dienste dürfen ausschließlich in Bordellen angeboten werden. In Innsbruck stellte in der ersten Jahreshälfte 2013 die Prostitution, so Ernst Kranebitter, ein „massives Thema“ dar. Im Juli 2013 kam es sogar zur Installierung einer aus acht zusätzlichen Mitarbeitern bestehenden Sonderkommission. Diese führten über den Sommer hindurch rigorose Streifen durch, was letztendlich zu einer spürbaren Eindämmung der Prostitution führte und diese auf ein „Minimum“ reduzierte. Bezirksinspektorin Mellitzer: „Zuvor gab es wiederholt Beschwerden z.B. von Anwohnern, das hat sich mittlerweile aufgehört. Weiters bestand das Problem, dass eine Anzahl der (gemeldeten) Prostituierten, die sich ja wöchent-

lich einer medizinischen Kontrolle unterziehen müssen, an einer Infektionskrankheit litt. Man kann sich das davon ausgehende Gefahrenpotential vorstellen! Durch kontinuierliche Kontrolle lässt sich Prostitution zweifellos eindämmen.“

### **Menschenhandel**

Im gleichen Atemzug mit Prostitution wird gerne der Menschenhandel genannt. „Was grundsätzlich falsch ist“ so Chefinspektor Kranebitter, „denn es stellt einen eigenen Themenbereich dar.“ Das Kriminalreferat reicht in diesen Fällen die Informationen an das LKA weiter, dort wirken speziell geschulte Mitarbeiter. Ernst Kranebitter: „Wenn wir Hinweise erhalten, dass z.B. eine Prostituierte gewaltsam auf den Strich geschickt wird, geben wir diese an das LKA weiter. Wir bleiben zwar Kontaktstelle, doch die Amtshandlung wird von den Kollegen des LKA übernommen. Vor allem Strukturermittlungen werden vom LKA durchgeführt.“

### **Gewalt gegen sich selbst**

Das Kriminalreferat übernimmt auch in Todesfällen, vor allem dann, wenn etwas verdächtig erscheint. Wie etwa der Tod eines sehr jungen Menschen. „Da muss man schon näher hinsehen, denn es könnte ja auch Mord vorliegen“ erklärt Nadja Mellitzer. Suizid ist in Tirol kein zu vernachlässigendes Thema, immerhin gibt es statistisch gesehen über 100 Selbstmorde im Jahr, was heißt nahezu jeden dritten Tag einen - dabei ist von tödlich verlaufenden die Rede, nicht von den versuchten. Mellitzer: „Hier schreiten wir als Kriminalreferat ein, indem wir die Vorgeschichte



Birgit Neururer, Medusa & Mythos, Acryl/Tusche, 2013, Foto: Neururer

beleuchten, eine eventuelle Krankengeschichte eruieren, die Sperrverhältnisse prüfen (Zustand von Fenster und Türen). Wir müssen Fremdverschulden ausschließen können. Meist will in diesen Fällen auch der Staatsanwalt wissen, was vorgefallen ist und so veranlassen wir die notwendige Obduktion. Der Ort des Geschehens wird penibel photographisch erfasst, sodass im Nachhinein niemand die Behauptung aufstellen kann, es sei etwas nicht mit rechten Dingen zugegangen.“

### **Was macht Frauen zu Opfern**

Eine Analyse dieser Frage steht nicht auf der polizeilichen Agenda. Zweifellos handelt es sich um ein gesellschaftliches Problem. Jede Gesellschaft pflegt ein spezielles Frauenbild, das sich in einer entsprechenden Realität Ausdruck verleiht. Chefinspektor Ernst Kranebitter spricht von unterschiedlichen kulturellen Hintergründen und erinnert sich an den Fall einer Frau, die über zehn Jahre lang vergewaltigt und misshandelt wurde, davon acht Jahre in der Türkei und zwei Jahre lang in Tirol. Grundsätzlich meint Kranebitter, dass es durchaus Fälle gibt, wo Frauen nach einer gewissen Zeit die Ermächtigung zur Strafverfolgung zurückziehen. Inwieweit Frauen dabei unter Druck gesetzt werden und wurden, ist nicht immer eruierbar. Kranebitter: „Da sind uns die Hände gebunden. Wir müssen ein Opfer und ein Tatbestandsmerkmal haben. Ohne ein solches, gibt es keine Straftat und natürlich auch keine Anklage. Frauen müssen nicht gegen ihren Ehemann, auch nicht über einen Lebensgefährten, aussagen. Innerhalb der Familie können Aussagen verweigert werden, ein Recht, über das wir bei jeder Einschreitung sofort informieren und belehren.“

### **Gewalt an Männern**

Opfer sind weiblich, Täter männlich – das klingt nach genetischer Vorbestimmung, trifft zwar zum großen Teil zu, stimmt aber nur bedingt. Man darf nicht übersehen, dass auch Männer zu Opfern werden können, doch eben wiederum meist durch männliche Gewalt. Es gibt auch gewalttätige Frauen, doch, so Chefinspektor Kranebitter „dieser Prozentsatz ist verschwindend. Ich selbst kann mich in meiner 32jährigen Laufbahn diesbezüglich an keinen Fall erinnern. Es ist die Ausnahme schlechthin.“

### **Schutz**

Am Gebiet des Opferschutzes hat sich laut Kranebitter sehr, sehr viel getan. „Auch innerhalb der Polizei kann man da von einem Umdenken sprechen. Jedem Menschen, der das Ziel einer Straftat ist, steht Opferschutz zu. Die Polizei ist sogar verpflichtet diesbezüglich umfassend aufzuklären. Im Jahre 2008 (im Zuge der neuen StPO) intensivierte man den Opferschutz erheblich. Was natürlich eine gewisse Bürokratie nach sich zieht. Die betroffenen Frauen werden sowohl mündlich beraten, als auch mit dem entsprechenden Informationsmaterial versorgt.“ Auch eine Reihe von entsprechenden Einrichtungen

steht zur Verfügung. Nadja Mellitzer: „Im Fall von sexuellen Übergriffen verständigen wir etwa den „Weißen Ring“ (Kriminalitäts-Opferhilfe Österreich). Wir informieren mittels Fax, woraufhin der Weiße Ring dann seinerseits die Betroffene kontaktiert. Chefinspektor Kranebitter: „Ich bin jetzt so lange bei der Polizei, doch so ausgeprägt wie heute war Opferschutz noch nie“.

Sind Kinder im Spiel tritt natürlich das Jugendamt auf den Plan. Auch das Gewaltschutzzentrum (Opferschutzeinrichtung, die in jedem Bundesland vertreten ist) wird verständigt. Laut Chefinspektor Kranebitter wird aktuell das Leistungsangebot des „Weißen Ringes“ am stärksten in Anspruch genommen, was heißt, die Zusammenarbeit zwischen dem privat organisierten Verein und der Polizei läuft vorbildlich. In dem Zusammenhang sollte auch der Verein „Neustart“ (Resozialisierungshilfe für Straffällige, Unterstützung von Opfern und Prävention) Erwähnung finden.

Über Gewalt zu reden resp. zu schreiben ist ein heikles Unterfangen. Wir sind täglich mit ihr konfrontiert, sei es durch eigene Erfahrung oder durch die Medien. Die Reaktionen darauf variieren zwischen Betroffenheit, Ekel, Angst, Ignoranz oder Resignation. Wir leben in einer Demokratie und mit den darin verankerten gleichen Rechten für alle - und dennoch: Gewalt ist allerorten. Was tun? „Gewalt mit Gewalt bekämpfen heißt, neue Gewalt an die Stelle der alten setzen“ schreibt Lev N. Tolstoi in seinen Tagebüchern. „Kämpfen“ impliziert Gewalt. Die dringende Frage muss also heißen: Wie lässt sich Gewalt verhindern?

Alle Bilder stammen von der Künstlerin Birgit Neururer, sie lebt und arbeitet in Imst.



Birgit Neururer, Seelen & Reisen, Acryl/Tusche, 2013, Foto: Neururer



# Warum Männer Autos und Frauen Pferde lieben ...

Laetitia Dufner

Mädchen träumen davon als Prinzessin auf einem weißen Pferd durch wundervolle Gärten und Wälder zu galoppieren. Jungs spielen eher mit den Gedanken Profifußballer mit tollem Auto zu sein. Die hübsch gekleideten Prinzessinnen auf ihren edlen, treuen Rössern; die Balltalente mit ihren tiefer gelegten, aufgetunten Gefährten. Klingt nach klarer Geschlechterrollenverteilung.

Mal abgesehen davon dass sich auch mal Jungs auf Pferde schwingen und auch einige Mädels ihre Autos aufmotzen war diese Verteilung nicht immer so. Nein, ganz im Gegenteil. Früher, vor Erfindung der Dampfmaschine und des Verbrennungsmotors im 19. Jahrhundert war Reiten noch reiner Männersport. Nur Frauen aus dem Adel durften das Hochgefühl des Reitens erleben. Richtige Männer mussten reiten können. Sei es um sein Land im Kampfe zu verteidigen und zu vergrößern, oder um auf den berühmten Turnieren (zwei Männer reiten mit Lanzen aufeinander zu und versuchen sich gegenseitig vom Pferd zu stoßen; das Wort Turnier stammt aus dem englischen turning, denn wer sein Pferd schneller wenden konnte war seinem Konkurrenten überlegen) Ruhm und Anerkennung zu gewinnen.

Doch nun noch weiter zurück in die Geschichte. Wann erkannten die Menschen überhaupt dass ein

Pferd als Lastenträger nützlich ist, wann wurden die ersten Wettkämpfe bestritten und wann kam überhaupt die Frau aufs Pferd?

Der bis dato älteste Beweis für das Reiten ist eine Ritzzeichnung aus dem Orient vom Jahr 2800 vor Christus. Dass Pferde nicht nur gut schmecken, sondern auch perfekt und schnell Lasten transportieren konnten entdeckte man etwa 800 vor Christus. Die Grenzen wurden ausgedehnt, was Konflikte mit sich brachte, und Handel wurde getrieben.

Wagenrennen waren bei Begräbnisfeierlichkeiten zu Ehren des Helden Patroklos die bedeutendsten Wettkämpfe. Laut den Epen von Homer konnten die Sieger der Wagenrennen eine Frau und ein Dreifuß, eine trüchtige Stute, oder zwei Talente Gold gewinnen. Wagenrennen war somit ein prestigeträchtiger Sport. Reiten selbst als sportlicher Bewerb scheint aber noch unwichtig gewesen zu sein.

In militärischen Einsätzen jedoch erkannte man dass die wendigen Reiter den Streitwagen überlegen waren. So kam man etwa 370 vor Christus auf die Idee Pferde gezielt zum Reiten auszubilden. Genau genommen war es Xenophon der die erste Reitvorschrift schrieb. „Wenn man das Pferd lehrt, am Zügel zu gehen, den Nacken hoch zu tragen und sich vom Kopf



Modernes Votivbild, geschaffen nach altem Vorbild von Fritz Steiner, Foto: Streng  
Bild links: Marietta Fussenegger auf dem Pferd Josagos, Foto: privat



Und wenn's darauf ankommt, sind Männer plötzlich zur Stelle, Foto: Dufner

an zu wölben, so erreicht man, daß das Pferd das tut, woran es auch selbst seine Freude hat und womit es sich brüestet.“(Xenophon, aus dem Buch: Brevier für Pferdefreunde)

Xenophon erkannte dass ein Pferd prächtiger wirkt und mehr bewundert wird wenn es sich in seiner Haltung präsentieren kann. Er wollte seine Pferde nicht nur für den Krieg ausbilden, sondern auch um Eindruck zu schinden „...was könnte dann noch dem im Wege stehen, dass man die Pferde besser macht, als sie es waren, als man sie bekam, und dass man angesehene Pferde hat und selbst in der Reiterei einen guten Namen besitzt...“

Reiten wurde immer Pferdefreundlicher, es wurde nicht mehr mit der Peitsche aufs Pferd eingeschlagen um es vorwärts zu bewegen, oder am Zügel gerissen um es zu bremsen. Es entwickelte sich immer mehr eine nonverbale Kommunikation zwischen Reiter und Pferd. Es entstanden Reit- (Ritter)schulen, die diese neuen Leitlinien lehrten.

Das Interesse Pferden immer noch mehr zu lernen und sich damit zu messen, wurde immer größer. So entstand 1912 bei den olympischen Spielen in Stockholm der Turniersport wie man ihn heute kennt. Bestehend aus Dressur, Jagdspringen und Vielseitigkeit (früher Military). Zu dieser Zeit waren Frauen in Reitwettkämpfen noch nicht anzutreffen. Im Gegenteil, die Military war den aktiven Offizieren vorbehalten. Das änderte sich erst nach dem 2. Weltkrieg.

Als der Verbrennungsmotor erfunden wurde und das Auto die Kultur revolutionierte rückte das Trans-

portmittel Pferd an zweite Stelle. Gleichzeitig hatten Frauen nun mehr Zeit und nutzten diese unter anderem um nun einem Hobby, dem Reiten, nachzugehen. So kam es auch dass Frauen 1952 erstmals bei olympischen Spielen zugelassen wurden; seither reiten sie ohne Geschlechterausgleich in allen Sparten um Einzel- wie auch Mannschaftsmedaillen.

Immer mehr Frauen fanden Gefallen am Umgang mit dem großen Vierbeiner, immer mehr Männer jedoch verloren ihn.

So kam es dass nun, 61 Jahre später, nur noch 728 Männer aktiv in Tiroler Reitvereinen, aber 2955 Frauen gemeldet sind. Es ist also nur 1/4 der Tiroler Reitbevölkerung männlich.

Schon seltsam dass dann im Spitzensport immer noch mehr Männer als Frauen anzutreffen sind. Sind Frauen doch auch im Reiten das schwächere Geschlecht? Nein. Im Pferdesport hat die Hauptleistung das Pferd zu tragen. Die Kräftedifferenzen der Geschlechter sind unbedeutend. Der Grund sind die unterschiedlichen Interessen von Mann und Frau:

Ein Mädchen sieht ein Pferd als Partner. Es redet mit ihm, liebt es zu putzen, macht Zöpfe, und macht aus einfachem Futter eine richtige Hexenküche. Ein Mädchen reitet damit es mit dem Pferd kommunizieren kann und mit ihm die Natur erleben darf. Diese Partnerbeziehung hat aber den Nachteil dass einige junge Frauen in der Pubertät das Interesse verlieren und sich auf die Suche nach der zweibeinigen Liebe machen. Ein Junge hingegen sieht ein Pferd mehr als Sportgerät. Natürlich redet er auch damit, aber er beschränkt

sich mehr auf „brav“ und „hallo du“. Jungs lieben Wettkämpfe. Wenn sie reiten, trainieren sie meist auf Turniere hin. Geht die Pferdepflege mal über das notwendige putzen hinaus, dann dient dies meist zur Kriegsbemalung für das anschließende Indianerspiel. Auf Grund der Wettkampfliebe des starken Geschlechts kommt es zu diesem Paradox dass mehr Frauen reiten, aber (noch) mehr Männer an der Spitze sind.

### **Robert Wackerle, 35 Jahre, Reitlehrer am Tschapperhof in Leutasch**

*Du bist in einem Reitstall groß geworden; dass du das Reiten ausprobiert hast war selbstverständlich, aber wann hast du ernsthaft angefangen zu reiten?*

Ich habe erst mit 13 Jahren ernsthaft mit dem Reiten begonnen, Buben sind eher Spätzünder. Außerdem waren mir die Mädchen mit ihrem Gezicke und Gekicher einfach zu doof.

*Wie fühlt sich ein Mann in der Frauen Domäne?*  
(...lacht...) mittlerweile wie der Hahn im Korb!

*Du hast dich für den Vielseitigkeitssport entschieden, woran liegt das?*

Das hat mein Pferd für uns entschieden. Da wir weder in der reinen Dressur noch im reinen Springen glücklich waren, probierten wir mal Geländesprünge und es funktionierte. Sich über mehrere Disziplinen (Dressur, Gelände und dem anschließenden Springen) über Tage zu beweisen macht einfach Spaß! Und abgerechnet wird erst zum Schluss, das macht es immer auch

spannend. Es ist auch ein tolles Miteinander mit allen Anderen, man kennt sich und hilft sich.

*Würdest du auch reiten wenn du nicht an Turnieren teilnehmen könntest?*

Vermutlich nicht so intensiv, da das Ziel schon etwas fehlt.

*Du gibst häufig Reitunterricht an Urlaubsgäste, wie ist dort die Geschlechterverteilung?*

Generell sind dreiviertel weiblich, ein Viertel männlich, bei den Gästen ist der männliche Anteil ein wenig höher als bei den Einheimischen.

*Unterrichtest du männliche Pferdesportler anders als weibliche?*

Ja! Männliche Schüler sind in der Regel zielstrebig und wollen „richtig“ reiten lernen um sportlich reiten zu können; die Anweisungen und Erklärungen können viel klarer gegeben werden, es muss nicht viel drum herum geredet werden.

Weibliche Schüler wollen sich gerne MIT dem Pferd beschäftigen und wollen einfach eine schöne Zeit MIT dem Pferd verbringen, da wird das Pferd auch schon mal zum Seelentröster; und mit den Frauen sollte „Mann“ auch viel reden! Es hat sich auch sehr bewährt die Reitstunden zwischen Frauen und Männern zu teilen, insbesondere bei den Jungs, da diese Mädchen eher als störend und „einschüchternd“ beim Reiten empfinden. Das gemütliche Zusammensitzen nach der Reitstunde mögen natürlich alle gerne. Da werden das Erlebte, Gelernte und auch Fehlschläge analysiert.



Robert Wackerle auf Calimera, Foto: Privat



Ein gemütlicher Turnierabend, Foto: Dufner



Marietta Fussenegger auf dem Pferd Josagos, Foto: privat

### **Marietta Fussenegger, geboren 1981 in Vorarlberg**

*Marietta, wann und warum hast du mit dem Reitsport begonnen?*

Als ich 10 Jahre alt war habe ich mit dem Leistungsturnen aufgehört. Da meine Eltern die Ansicht vertreten dass Kinder etwas tun müssen machte ich mich auf die Suche nach einem anderen Sport. Wie viele Mädchen in diesem Alter mochte auch ich gerne Pferde, deshalb ging ich zu einem Bauernhof mit Pferden in der Nachbarschaft und konnte für Stallarbeiten ein paar Reitstunden von der Bäuerin bekommen. Ab und zu bekam ich auch einen 10er Block für Reitstunden in einem Reitstall, aber wir waren drei Kinder und da war das finanziell einfach nicht oft möglich. Nach sieben Jahren besuchte ich die Landwirtschaftsschule und wurde anschließend als Hilfskraft in einem Haflingerstall angestellt. Da für mich nun klar war dass ich mich für die Arbeit rund ums Pferd interessiere, machte ich eine Bereiterausbildung in Irland. Erst dort wurde mir klar wie groß der Spaß am Turnierreiten war und kaufte mir mein erstes eigenes Pferd.

*Warum reitest du Turniere?*

In erster Linie weil es Spaß macht! Man kann sich an anderen messen und schauen wo man selber liegt, man sieht ob man sich von einem Turnier zum nächsten verbessert hat und kommt dabei an seine Grenzen. Nicht zu vergessen ist auch die Kameradschaft unter den Reitern!

*Empfindest du die Kameradschaft unter den Reitern Disziplinspezifisch?*

Ja. In der Vielseitigkeit sind wir keine Konkurrenten sondern viel mehr Freunde. Dieser Sport ist so schwierig, die Pferde müssen ihrem Teampartner Mensch blind vertrauen und auch umgekehrt. Das setzt so viel Vertrauensarbeit voraus dass größter Respekt unter den Reitern herrscht. Man freut sich über den Erfolg anderer weil man weiß was da dahinter steckt!

*Wie viele Stunden sitzt du in der Woche am Pferderücken?*

Mindestens zwei Stunden am Tag, sieben Tage die Woche.

*Wie ist es dir möglich neben Kind, Arbeit und Hof auch noch zwei Pferde auf Turniere vorzubereiten, und dann auch noch mehrere Wochenenden im Jahr mit den Pferden auf Achse zu sein?*

Das geht nur durch die super Unterstützung von Schwiegermutter und Schwiegervater. Ohne sie wäre das alles nicht möglich!

Dieser Sport benötigt so viel Zeit in der man das Kind nicht mitnehmen kann. In den Stall kann ich meine Tochter ja mitnehmen, da sie selbst auch schon reitet können wir ja auch häufig gemeinsam ausreiten, aber auf Turniere kann ich sie nicht mitnehmen.

*Machst du auch mal eine Pferdepause?*

Selten, aber es gibt schon mal einen Familienurlaub ohne Pferde. Meistens machen wir mit unseren Pferden Urlaub in Ungarn, aber wir waren auch schon mal ohne Pferde in Griechenland.

Durch den eigenen Stall geht das ja auch nicht anders, außerdem brauche ich ohnehin keine Pferdepause.



Phylis auf dem Pferd Lucy und ihrem Bruder Niclas, Foto: Dufner

Räucher

Silber

Beratung

Chakren

Energie

# Blutsteine und Mondphasen - Von traditionellem Volksglauben zu Esoterik

*Birgit Maier-Ihrenberger*

Konsultieren Sie vor der Vereinbarung Ihres Friseurtermins den Mondkalender? Versichern Sie sich, ob heute wirklich der richtige Tag zum Fensterputzen ist? Glauben Sie, dass für jedes Wehwechen ein Kraut gewachsen ist und kennen Sie dieses auch?

## **Uraltes Wissen neu entdeckt**

Lange Zeit war das Wissen um die Kraft des Mondes oder die Wirkung von Kräutern, Steinen und besonderen Orten vergessen, geradezu verpönt. Nur dem wissenschaftlich Erwiesenen, dem rational Nachvollziehbaren wurde geglaubt. Schnell bemerkte man aber, dass die Segnungen der modernen Medizin, die Erkenntnisse der Naturwissenschaft (noch) nicht alle Fragen klären und dass nicht alle Rätsel gelöst werden können. Unerklärbare, unheilbare Krankheiten und Naturkatastrophen zeigen uns unsere Verletzbarkeit auf und machen hilflos. Die immer schnellere Welt erweckt das Gefühl der Entwurzelung, des Getriebenseins, der Unzufriedenheit.

Wir Menschen suchen nach einem Gegenpol, nach Ausgleich und Traditionen. Zunächst fand man/ frau die Erleuchtung in den fernöstlichen Religionen und

Praktiken. Mit Yoga wurden wir ausgeglichener, Feng Shui half uns, unsere Umgebung harmonisch zu gestalten, das Kochen nach den fünf Elementen versprach Gesundheit und gutes Körpergefühl. Durch die Beschäftigung mit dem Erfahrungsschatz aus anderen Regionen der Welt wurde das Interesse am „uralten“ Wissen unserer engeren Umgebung wieder geweckt. Die Werke der Hildegard von Bingen waren für viele die „Einstiegsdroge“, es folgten die Beschäftigung mit den Mondphasen, Wirkung von Steinen und Kräutern und das Wiederentdecken von alten Bräuchen.

## **Alltagsmagie und Schutzzauber**

Gerade für Fragen im häuslichen Bereich – der Domäne der Frauen – lag bei diesen auch das Wissen um Wirkungen von Kräutern und Pflanzen. Dazu gehören auch Alltagsmagie und Schutzglauben als moralische Unterstützung zur Bewältigung lebensgefährlicher Situationen wie zum Beispiel einer Geburt aber auch die kleineren Beschwerden des Alltags. Im Museum im Grünen Haus befindet sich mit dem Wehenfläschchen ein eindrucksvolles Zeugnis des Volksglaubens. Gefüllt mit Reliquien hielt es die Gebären-



Wehenfläschchen mit Reliquien des hl. Stanilaus, Foto: Birgit Maier-Ihrenberger

Bild links: Heilsteine und Energieberatung werden feilgeboten, Foto: Birgit Maier-Ihrenberger



Salbeisirup aus dem Lechtal, Foto: Birgit Maier-Ihrenberger

de in der Hand und erhoffte sich davon Hilfe und Unterstützung in ihrer schweren Stunde. Zusätzlich glaubte man auf den Einfluss des Wehenfläschchens auf das Geschlecht des Kindes. Hielt die Gebärende das Wehenfläschchen in der rechten Hand, sollte es ein Mädchen werden, in der linken Hand gehalten kam ein Bub zur Welt. Nach einer Zeit, in der voll auf Schulmedizin gesetzt wurde geht es nun wieder zurück zu intuitiveren Hilfsmitteln. Akkupunktur, wohlriechende Öle und nicht zuletzt die stärkende Hand des Partners ersetzen Wehenfläschchen. Ein anderes Hilfsmittel war die Länge Mariens. Dies ist ein mit Gebeten beschrifteter Papierstreifen, dessen Länge genau die Größe Mariens abbilden soll. Dieser Streifen wurde der Gebärenden um den Bauch gelegt, in der Hoffnung, der Schutz und die Fürsprache der Mutter Gottes stehe ihr bei. Bei Geburten heute liegt etwas auch Gürtelähnliches um den Bauch der Frau – hier handelt es sich aber ganz rational um den Wehenschreiber.

### „Naturparkregion setzt auf Kräuterkompetenz“ - Kräuterdorf und Kräuterhexen

Küche, Haushalt und Garten gehörten traditionell zum weiblichen Einflussbereich. So sind es auch heute wieder Frauen, die sich mit diesem Thema beschäftigen. Kräuter werden gesammelt oder selber angebaut und nach alten Familienrezepten verarbeitet. Diese qualitätsvollen regionalen Produkte sind mittlerweile beliebte Geschenke geworden. Inspiriert vom Kräuterdorf Jungholz wurde im Außerfern im Frühjahr 2010 ein Zertifikatlehrgang für Kräuterpädagogik organisiert. 47 Kräuterpädagogen schlossen



Gebärvotiv in Form einer Stachelkugel, Foto: Südtiroler Freilichtmuseum Diätenheim

diesen Lehrgang ab. Einige Teilnehmer haben einen eigenen Verein gegründet. Der Geschäftsführer des TVB Lechtal, zeigt sich beeindruckt von der Vielfalt an neuen Angeboten. „Es ist schon erstaunlich, was man alles aus heimischen Kräutern machen kann. Nun kommt es darauf an, dieses Thema touristisch weiter auszubauen. Die neue Kräuterkompetenz passt ideal zu unserer Strategie, den Naturpark touristisch in Wert zu setzen“.

### Drachenfrucht und Zaubernuss

Der Rückgriff auf das vielzitierte „uralte“ Wissen ist heute meist losgelöst aus dem ursprünglichen Zusammenhang. Wir picken uns jene Dinge heraus, die uns als brauchbar und hilfreich erscheinen. War früher die Welt ohne die Oberaufsicht und Kontrolle der Kirche nicht denkbar, können wir heute Rezepte, Bräuche und Wetterregeln losgelöst von Glaube und Religion anwenden. Der Glaube an die Dämonen und Krankheiten abwehrende Kraft von Heiligenbildchen oder besonderen Steinen wird heute meist belächelt. Gleichzeitig wird aber munter Mystisches und Märchenhaftes verkaufsfördernd eingesetzt. Auf einer Produktbeschreibung eines Badezusatzes für Kinder ist zu lesen: „Ein Bad (...) aus Drachenfrucht und Zaubernuss durchwärmt kleine Helden. Wertvoller Drachenfruchtextrakt verleiht nach asiatischer Vorstellung die Kraft eines Drachen und mildes ätherisches Öl entfaltet ein angenehm wohltuendes Aroma. Natürlicher Zaubernusseextrakt pflegt und schützt zarte Kinderhaut vor dem Austrocknen.“ Die Hauptinhaltsstoffe Drachenfrucht und Zaubernuss werden in eine Geschichte verwebt, die vor allem bei Muttis

ein gutes Gefühl erzeugen und einen Kaufimpuls fördern soll.

Ein anderes wieder entdecktes Hausmittel ist die Veilchenwurzel. Ihr werden beruhigende Kräfte nachgesagt, die den Kindern das Zahnen erleichtern sollen. Gerade in dieser Zeit möchte und soll das Baby viel und kräftig kauen. Besonders im Bereich der Kinderpflege werden alte Hausmittelchen wieder populär. In Zeiten von Horrormeldungen bezüglich Umweltbelastung und Schadstoffen in Hygieneartikeln, Kinderspielzeug und Textilien greifen Mamas gerne auf alternative neu entdeckte Hausmittel zurück. Im Unterschied zu früher können die gewünschten Produkte fix fertig in Drogerie oder Apotheke gekauft werden. Schön verpackt, mit netten Namen und Geschichtchen versehen warten sie auf den Kauf. Mühsames Pflanzen, zum richtigen Zeitpunkt ernten und korrektes Verarbeiten und Lagern fällt dabei weg.

### Bergkristall und Blutstein

Zum festen Bestandteil von Abwehrzaubern gehörten Mineralien und Fossilien. Ihnen wurden geheimnisvolle Kräfte zugetraut. Als Talisman oder Amulett wehrten sie böse Geister und Dämonen ab, in Pulverform eingenommen versprach man sich Heilung von verschiedenen Krankheiten. Je nach Form, Farbe und Glanz wurden den Mineralien Eigenschaften zugeordnet. Ammoniten wurden als versteinerte Schlangen angesehen und auch als Schlangen- oder Drachensteine bezeichnet. Sie sind Glücksbringer, und schützen vor Behexung und Blitzschlag. Das glasähnliche reine Aussehen des Bergkristalls machte

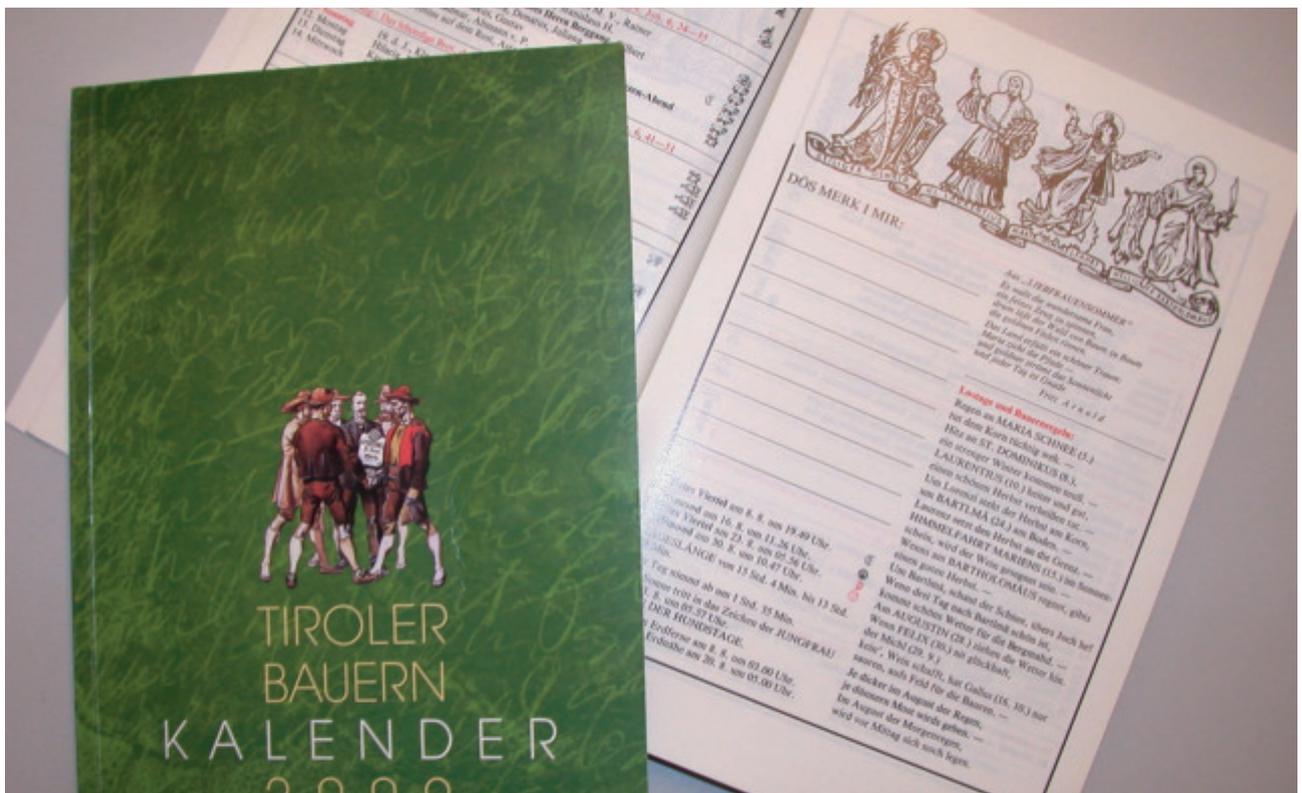
ihn zu einem beliebten und verbreiteten Heilstein. Heute steht er oft am Schreibtisch und soll negative Strahlen, die von PC und anderen Geräten ausgehen abwenden.

Bernstein verwendete man gegen Kropfbildung, Magen- und Darmbeschwerden, Ohren- und Augenkrankheiten. Übrig geblieben von diesen verschiedenen Einsatzgebieten ist der Glaube an die positive Wirkung, das Zahnen bei den Kindern erträglicher zu machen.

Der Blutstein, der Hämatit, wurde bereits im Alten Ägypten und Babylon als Schmuck und Amulett getragen. Er hat einen hohen Eisengehalt und eine rötliche Farbe. In Analogie dazu wird ihm eine positive Wirkung auf das Blut und die Blutbildung nachgesagt. Er soll die Heilung von blutenden Wunden begünstigen und – speziell für Frauen interessant - Menstruationsbeschwerden lindern. Die Wirkung ist nicht nur auf den Körper beschränkt. Er soll auch Unglück und negative Einflüsse abwenden, Glück bringen und verborgene Kraftreserven öffnen. Außerdem soll er vor schädigenden Einflüssen wie Wasser- und Erdstrahlen schützen.

### Vom richtigen Zeitpunkt

Einen starken Impuls Richtung Wiederentdeckung von Wissen über und Beachtung von Mondphasen war das Buch „Vom richtigen Zeitpunkt“ des Autorentuos Johanna Paungger und Thomas Poppe. Wurden Wetterregeln aus dem Bauernkalender in verbalhornter Version verspottet, ist nun das Schlägern von Holz zum richtigen Zeitpunkt selbst für den aufgeklärtesten Realisten keine Tabu mehr.



Bauernkalender mit Bauernregeln und Ratschlägen zum richtigen Zeitpunkt, Foto: Birgit Maier-Ihrenberger

Es stellt sich nur die Frage, ob der Einfluss des Mondstandes auf unser alltägliches Leben tatsächlich so gravierend ist. Sind an bestimmten Tagen geputzte Fenster wirklich länger sauber? Die Empfehlung, an einem bestimmten Tag Fenster zu putzen löst vielleicht einen Motivationsschub aus und hilft, sich zu dieser undankbaren Aufgabe zu überwinden. Aber sind wir nicht mündig genug, selbst zu entscheiden, wann uns Fenster putzen in den Kram passt.

Mit Hilfe eines jährlich aufgelegten Kalenders können Arbeiten in Wald, Garten und Haushalt längerfristig geplant werden. Tagesaktuelles findet sich in der Tages- und Lokalpresse. Oder man lässt sich via ein (kostenpflichtiges) App über den jeweils aktuellen Stand informieren!

### Fazit

Manche Dinge wie z.B. dem Wehenfläschchen begegnet man im Volkskunst- oder Heimatmuseum. Sie werden mit Befremden, Staunen oder Abscheu betrachtet. Manchmal regt sich auch ein Gefühl für Mitleid für den Aberglauben und die Hilflosigkeit unserer Vorfahren. Im Alltag werden diesen Dingen keine Rolle mehr zugetraut. Anders verhält es sich im Bereich Kräuterwissen oder Einfluss des Mondes. Im Grenzbereich von Energie- und Ritualberatern sind die Meinungen gespalten. Wurde man vor einiger Zeit noch ausgelacht, wenn man gegen Husten das Gurgeln von Salbeitee empfohlen hat, werden heute das Wissen darüber und auch die Person sehr

geschätzt. Hersteller von Pflege und Gesundheitsprodukten machen sich auf die Suche nach vergessenen Heilmitteln und wagen deren Relaunch. Und ja, ich schaue in den Mondkalender bevor ich zum Friseur gehe!



Gebärmuttervotiv in Form einer Kröte, Foto: Südtiroler Freilichtmuseum Dietersheim



Geweihtes Wasser für Augenleiden der Hl. Walburga, Foto: Streng



# Wesen FRAU: Von Geheimnissen umwoben... aus der Sicht von Vater (55) und Sohn (25)

*Manfred und Simon Wegleiter*

„Ja, ja die Grete. Der wäre ich schon gerne mal begegnet. Wie gerne hätte ich mich mit ihr unterhalten, was hätte das Gespräch für mein weiteres Leben bedeutet. Es sollte halt nicht sein, aber ich habe einige ihrer Schriften gelesen und das hat mich weiter gebracht in meinem Leben“, erzählte mir achtzehnjährigem Grünschnabel meine Großtante Rosa an einem herrlichen Herbsttag des Jahres 1977 auf der Terrasse ihres kleinen Hauses. Die alte Dame, seit mehr als vierzig Jahren Witwe, war eine einfache aber belesene Frau mit einer gesunden Portion Selbstsicherheit. „Ich war die erste Frau, die 1919 in meinem Heimatort zur Wahlurne gehen durfte. In aller Früh bin ich schon vor dem Wahllokal gestanden und konnte es kaum erwarten meine Stimme abzugeben“, berichtete sie immer wieder stolz ihren vielen Enkelkindern, Nichten und Neffen.

## **Feminismus**

Und wer war die Grete? Tant' Rosa, Geburtsjahr 1895, bot mir ein kurzes, prägnantes und sehr eindrucksvolles Bild dieser Grete Meisel-Heß (\* Prag, 18.4.1879; † Berlin, 18.4.1922) die mit ihren Schriften für die Rechte der Frauen, für Sozial- und Se-

xualreformen eingetreten ist. „Sie war eine starke Frau, die Grete. Unermüdlich widerstand sie allen Anfeindungen, die sie als Frau, noch dazu als Jüdin, zu ertragen hatte. Ausdauernd kämpfte sie für die Rechte der Frau und gegen die Herren, die im aufkeimenden Feminismus der ersten Jahre des zwanzigsten Jahrhunderts den drohenden Verlust ihres allumfassenden Patriarchats fürchteten. Und sie war hübsch“, schilderte mir Tant' Rosa in großer Bewunderung für die Frau, die an ihrem 43. Geburtstag starb. „Ohne die Grete wäre ich nicht das geworden was ich heute bin. Ich hatte das Glück als Diensthilfe bei Herrschaften mit liberaler Gesinnung zu arbeiten. Abends schnappte ich mir immer ein Buch aus der Hausbibliothek und verschwand in mein Zimmer. Und so kam es eines Tages, dass ich auch ein Werk der Gretl, das Buch „Weiberhass und Weiberverachtung“, in die Hände bekam. Die ganze Nacht habe ich gelesen. Diese Nacht hat mein Leben verändert. Ich schöpfte aus dem Buch viel Kraft und Selbstbewusstsein. Ich lernte mich zu behaupten und kannte keine Angst mehr“, sprudelt es aus Tant' Rosa hervor, die als erste Radfahrerin in Hosen für einen gehörigen Dorfskandal sorgte.



Nach dem 2. Weltkrieg hatten auch Frauen großen „Nachholbedarf“ - der Besuch von abendlichen Veranstaltungen war allerdings nur in Begleitung geduldet, Foto: Privatarchiv Wegleiter  
Bild links: Grete Meisel Hess (1879 - 1922), Foto: privat



Im bäuerlichen Familienverband wurden der Frau ganz bestimmte Rollen zugeteilt - ein „Entrinnen“ war schier unmöglich, Foto: Privatarchiv Wegleiter

### **Küche und Herd**

Erst zehn Jahre später, beim Begräbnis von Tant' Rosa, kamen mir ihre Worte wieder in den Sinn. Inzwischen hatte ich ja auch schon erste Erfahrungen mit Frauen gemacht, begriff das eine oder andere, aber bei weitem nicht alles, was mit FRAU zu tun hat. Wer sollte eine Frau in allen ihren Nuancen, in all ihren Licht- und Schattenseiten, in all ihren Launen und Sehnsüchten je ganz begreifen? Zugegeben: In jüngeren Jahren habe ich mich dem Komplott jener Patriarchen angeschlossen, habe teuflisch gelacht, wenn einer aus der Runde wieder einmal die alte, abgedroschene Feststellung „Frau gehört in die Küche und an den Herd und sonst nirgendwohin“ von sich gab, habe mich als junger Mann gerne an den Stammtischgesprächen beteiligt, wo es darum ging, das weibliche Geschlecht schlecht zu machen. An alles kann ich mich gar nicht mehr erinnern, was da Möchtegernpsychiater, Hobbyphilosophen und selbsternannte Frauenkenner von sich gaben. Mannsbilder aus allen sozialen Schichten, verschiedensten Berufen und jeden Alters demonstrierten ihr scheinbares Wissen über die Weibsbilder in von Verdächtigungen, Halbwahrheiten, Dummheiten und Verachtung triefenden Floskeln und märchenhaften Behauptungen. Da gab es einen hochgeachteten bäuerlichen Funktionär der es nie versäumte zu betonen, dass alles was sich zum Urinieren niedersetzen muss, keinen Pfifferling wert sei (dabei war es gerade im ländlich-bäuerlichen Milieu bis vor sieben Jahrzehnten durchaus üblich, dass Frauen mit ihren langen Röcken entlang der Ackerfurchen ohne viel Aufsehens ihr Geschäft im Stehen verrichteten).

Und alle lachten! Wenn aber Frauen in der Nähe waren, zeigte sich der Herr Bauernkammerfunktionär als zahmes Lämmchen und Bauchpinsler. Eines Tages brachte ein Besuch beim angesehenen Bauernvertreter etwas Licht in sein Verhalten. Er hatte im eigenen Haushalt überhaupt nichts zu reden. Seine Ehefrau schaltete, waltete, hielt das Steuerrad fest im Griff, war Verwalterin der Haushaltskasse und gab den Weg vor.

### **Frauenhass und Angst**

Die Hardliner aus dem Kreise der Frauenverächter gingen noch einen Schritt weiter. Frauen in der Politik seien das Krebsgeschwür der Gesellschaft, Frauen in Spitzenpositionen ruinieren die Wirtschaft, Frauen die fremd gehen gehören verbrannt, Frauen die alleine ausgehen sind Schlampen, Frauen die rauchen und trinken sind lasterhafte Huren. Diese Form der Misogynie (= Abneigung gegen Frauen, Frauenhass) ist wohl eher der Ausdruck von Angst, wie schon Marcus Tullius Cicero bemerkte.

Die Angst vor FRAU scheint nicht ganz unberechtigt. Sind wir Männer nicht in dauernder Geiselhaft des „schwachen Geschlechts“? Sind wir nicht der Genialität der Frau in den wichtigsten Dingen des Alltages gänzlich unterlegen? Sind wir in unserem fieberhaften Verlangen nach dem weiblichen Geschlecht nicht zu ungelinken Kretins verkommen? Sind wir nicht Marionetten des Weibes, die je nach Bedarf hin- und hergeschoben, geliebt und gehasst, gebraucht und verbraucht werden? Sind wir in puncto Sexualleben den Weibchen nicht weit unterlegen? Sinnlichkeit, bei Frau eine wirksame

Waffe, bei Mann Fehlanzeige. Nein, ich will keine Selbstkasteiung des Mannes vortäuschen. FRAU ist von Natur aus stärker, ausdauernder und vor allem erfolgreicher. Und mit welcher Energie, mit welcher Raffinesse und Mittelchen es dem Weibe gelingt, das Rollenspiel als feurige Liebhaberin, fleißige Hausfrau, sorgende Mutter und guter Seele des Hauses, zu vollbringen, ist wohl die größte Leistung die ein menschliches Wesen vollbringt.

### **Brunftzeiten**

Herrlich zu beobachten wenn sich Männer in brunftigem Gehabe ihren Favoritinnen nähern. Was den Herren der Schöpfung nicht alles einfällt, um den Damen zu imponieren, um sie (scheinbar) zu erobern! Ein Übermaß an Komplimenten wird über die Flamme ausgeschüttet, verstärkt durch Blumensträuße und Geschenke. Und was tut FRAU? Sie wägt ab. Berechnend und mit einem angeborenen Maß an Gefühl für die Situation trifft sie kühl die Entscheidung. Ja oder Nein, so einfach geht das. Männer sind dieser Entscheidung hilflos ausgeliefert. Sie haben das Feld für einen anderen zu räumen, wenn es ein Nein war, sie fühlen sich wie ein prächtiger Hirsch wenn es ein Ja war. Die Frau von heute ist bei der Wahl ihrer Mittel nicht zimperlicher als die Frau von früher - geändert haben sich lediglich die Rahmenbedingungen. Wie man einen Verehrer um den Finger wickelt, die Strategien haben sich im Laufe der Jahrhunderte im Prinzip nie geändert. Ob Konkubine, Mätresse oder einfache, bäuerliche Magd - sie alle fanden in ihrem Lebensumfeld geeignete Mittel, um sich den „Herrn“ zu schnappen. Aber

es gab auch Zeiten der schlimmen Unterdrückung. Frauen wurden ausgebeutet, Frauen wurden misshandelt, Frauen wurden vergewaltigt, Frauen wurden nicht wahrgenommen. Es waren starke Frauen, die unbeirrbar den Weg der Selbstbestimmung gegangen sind, die sich gegen Klischees und von Männern vorgefertigte Meinungen aufgelehnt haben, die sich auf politisches Glatteis begaben und sich schlussendlich durchsetzten. Sie haben den Boden für den heutigen Respekt gegenüber Frauen bereitet. Natürlich gab und gibt es in verschiedenen Kulturkreisen große Unterschiede im Verhältnis Frau zu Mann. Aber auch in der traditionell „frauenunterdrückenden“ muslimisch-arabischen Welt hat sich vieles zu Gunsten der Frau verändert.

### **Selbstsicher und cool**

Die Frau von heute kann ihre ganzen Talente in alle Bereichen des öffentlichen Lebens ausleben und unter Beweis stellen. Sie kann sich nach ihrem Geschmack kleiden, sie kann sich in Musikkapellen und Künstlerkreisen betätigen. Sie kann sich tolle Frisuren leisten, darf sich Dildo-Partys erlauben, ihr ist es möglich Auszeiten von Haushaltsdasein und Kindererziehung zu nehmen. In Film und Fernsehen spielen Frauen die klar dominierende Rolle, im sozialen Bereich halten Frauen das Heft fest in der Hand. In der Arbeitswelt gelten Frauen als zäher und erfolgsorientierter. Und wer kann sich der Ausstrahlung und Erotik einer gepflegten Frau verschließen? Niemand! Siebzigjährige Damen mit Pferdeschwänzchen stolzieren in coolen Stiefeletten den Einkaufsstraßen entlang, umgeben von einer



Madame Curie (1867 - 1934), Erste weibliche Nobelpreisträgerin, Foto: Smithsonian Institution Archives



Kinderziehung war früher „reine Frauensache“ - die Betreuung des Familiennachwuchses zog sich bei vielen Frauen von ihrem Kindes- bis ins Greisenalter, Foto: Privatarchiv Wegleiter

„dior’schen“ Duftwolke, werden sie von den Herren der Schöpfung wahrgenommen. Manch einer dreht sich nach einer reifen Dame um. Die finanzielle Unabhängigkeit erlaubt es den Frauen, sich „geheime“ Wünsche zu erfüllen. Die Pille schafft Freiräume im Sexualleben und bei der Familienplanung. Erste Liebe ist nicht mehr automatisch mit Schwangerschaft verbunden. Es gibt nicht nur Callgirls, sondern auch Callboys. Prostituierte werden als menschliche Wesen wahrgenommen, ihre Rolle in der Gesellschaft wird respektiert. Es hat sich also doch viel getan, zu Gunsten der Frauen. Nicht alle Veränderungen gefallen uns Männern. Zu stark und zu dominant sollen sie halt doch nicht werden, die Weibchen. Ach was: Hauptsache es gibt sie, was wäre das Leben ohne sie, ein sinnloses Dahinvegetieren, erfüllt von Sehnsucht nach Feuchtgebieten und Sinnlichkeit, ein lächerliches Dahintreiben in einem Meer von Unfähigkeit. Ob wir es wollen oder nicht, ohne FRAU geht gar nichts. Gut, dass Frauen mit Männern besser auskommen, als mit Frauen. Sonst wäre es schlecht um das „hilflose“ männliche Geschlecht bestellt.

**Manfred Wegleiter**

Das Individuum FRAU: ein komplexes, vielseitiges Wesen – was ich in meinen jungen Jahren erfahren musste, stellte Albert Einstein bereits vor hundert Jahren fest: Manche Männer bemühen sich lebenslang, das Wesen einer Frau zu verstehen. Andere befassen sich mit weniger schwierigen Dingen wie der Relativitätstheorie. Aber warum schwierig? Sind nicht alle Menschen

in gewisser Weise gleich – egal ob Weiblein oder Männlein? Verblässen die Unterschiede zwischen „X“ und „Y“ nicht mehr und mehr durch die teils radikal praktizierte Emanzipation unserer Zeit?

Fakt ist, dass sich in den letzten Jahren und Jahrzehnten vieles geändert hat. „Hinter den Herd“, „Miserable Autofahrerinnen“ oder „Keine Frauen bei der Fasnacht“: Es reichen oft knappe Floskeln wider der modernen Frau und der Männerwelt droht eine nahezu rassistisch anti-maskuline Diskussion durch Furien, die auf sie herabstürzen.

### **Geschichten und Tatsachen**

„Früher gab es das nicht“, erzählt die Seniorin auf ihrer abgewetterten Holzbank. „Acht Jahre Grundschule und danach ging’s zum Buckeln. Da blieb keine Zeit für Unsinn. Wer nicht spurte, musste Buße tun. Da wäre es kein Wunder, wenn der Arme sich eine andere suchen würde und die Kinder auf die schiefe Bahn gerieten“.

Damit demontiert die Alte jene junge Frau, die jeden Mittag von der Arbeit kommend geradeaus ins Kaffeehaus stolziert, sich dort mit ihren Freundinnen über ihren Partner unterhält und erst gegen Abend ans Heimgehen denkt. Warum Partner? Weil der Begriff „Ehemann“ out ist. Lebensabschnittspartner heißt das neue Wort, das für Freiheit und Flexibilität steht.

Aber gab es solche Fälle früher nicht auch? Eine schwierige Frage, wenn man sich die Vergangenheit nur durch Erzählungen von „Ewigalten“ zusammenreimen kann. Was jedoch sicherlich stimmt: Damals mussten Frauen schwere, körperliche Arbeiten ver-



Attraktiv und begehrenswert: Reife, gepflegte Damen ziehen die Blicke der Männerwelt an, Foto: Rainer Sturm/pixelio.de



Hochzeiterinnerungstafel vom Beginn des 20. Jahrhunderts, Foto: Streng

richten, Urlaub, Mutterschutz oder Karenz waren nicht existent. Es war eine andere Zeit mit mehr Selbstversorgung im bäuerlichen Milieu und einem mehr als dürftigem sozialen Netzwerk. Aber nicht nur die Strukturen, sondern auch die Wesensarten haben sich geändert.

### Respekt und Ausnahmen

A12. Höhe Kufstein. Von Osten Richtung Oberland. Und was leuchtet einem entgegen? Eine schwarze Tafel mit in pink gehaltener, prägnanter Aufschrift. „GRÜSS GÖTTIN“. Einige Kilometer weiter ein Fußballspiel: FC Wacker Innsbruck FRAUEN gegen Geretsberg FRAUEN. Ein Spiel, in dem es nicht an Technik oder Körpereinsatz fehlt – vielleicht aber an Zusehern. Und hoch oben am Bergisel beweist eine junge Skispringerin ihren Mut und knackt die 90-Meter-Marke. Respekt, da hat sich in wenigen Jahren vieles getan. Gibt es eigentlich etwas, was die Frauen noch nicht „erobert“ haben? Noch schon. Noch – und dies führt immer wieder zu hitzigen Diskussionen. Dabei muss man gerade an die Fasnachten denken. Vor allem in Brauchtums-Hochburgen wie Imst kommt es diesbezüglich öfters zu Debatten. Man konnte es in den Medien mit verfolgen: Kürzlich näherte sich ein Imster Fasnachts-Funktionär diesem Thema und stieß dabei auf starken Gegenwind durch seine Kollegen. Dass es kein Problem wäre, wenn bei der Imster Fasnacht die Musikkapelle von Frauen begleitet wird, denken – den Reaktionen zufolge – bei den Oberländern „felsefesch“ nur wenige. Ist das aber nicht auch gut so? Uns Männer sollte ja auch einmal die Chance

gegeben werden sicheren Abstand vom „Femininum“ zu halten? Frauen haben ja heutzutage auch ihre eigenen Plastikbehälter- und Baby-Partys bei denen gilt: Zutritt nur für SIE.

### Zickig, eifersüchtig

Aufopferungsvoll kümmert sich die Mama um den Sohn – der ja, aufgrund seines „nachteilhaften“ Geschlechts, auch öfters auf die Hilfe angewiesen ist. Auch wenn ihr ein Mädchen mit dem man schminken, tratschen und shoppen gehen kann, vielleicht doch lieber gewesen wäre: sie ist gerne für den männlichen Nachwuchs da. Doch nach einigen Jahren ändert sich alles. Sie fühlt sich nicht mehr so gebraucht, kann nicht mehr so viel im Leben des Jünglings mitbestimmen und plötzlich stößt sie auch auf Widerspruch. Was ist der Auslöser? Es ist die Neue in seinem Leben, die sich jetzt zwischen sie und ihrem Sohn stellen will. Frech bezeichnet sie sich als Schwiegertochter - dabei kann sie nicht einmal ordentlich kochen und weiß nicht, wie oft die Bettwäsche zu wechseln ist. Wie soll die sich um ihren Sohn kümmern?

Konflikte zwischen Mutter und Schwiegertochter sind oft vorprogrammiert. Beide glauben den Sohn oder Freund besser zu kennen. Beide haben Recht. Eifersucht spielt eine bedeutende Rolle. Nach einer Kennenlernphase geht es darum, welchen Weg die „Konfliktparteien“ einschlagen: Kriegs- oder Freundschaftspfad. Es gibt keine Generallösung. Ausziehen ist wohl das sicherste Mittel für einen Waffenstillstand.

## Junger Baby-Bauch

Was ein Österreichischer Privatsender seit einigen Jahren als Dokusoap ausstrahlt, ist pure Realität: Teenies werden Mütter. Und das früher und früher. Im Bus zur Hauptschule sitzt sie, die kleine Lea. Mit ihrem kugelrunden Bauch. Wie soll man sich das erklären? Wie konnte das passieren?

Junge Mädchen werden immer offener - sicher, es gibt auch viele Hilfsmittel dafür. Soziale Netzwerke vereinfachen die Kommunikation auch für Schüchterne, Bilder in Pose oder Details über sich selbst ins Internet stellen ist für viele Vierzehnjährige Teil des Alltags. Und es wirkt. Die ersten „Interessenten“ tanzen schon an. Das erste Lustgefühl unterdrücken? Nein, die Freundin tut's ja auch nicht und da kann doch nichts passieren. Doch täusche dich nicht, kleine Lea!

In Zeiten von immer besser und einfacher werdenden Verhütungsmitteln steigt die Zahl von Jungmüttern. Vermutlich nicht nur auf das veränderte Wesen von Mädchen, sondern auch deshalb, weil man in der Familie von heute nicht mit den gleichen Konsequenzen als in jener gläubigen, konservativen von früher zu rechnen hat. Was noch vor einigen Jahrzehnten als Skandal galt, wird jetzt schon fast zum Trend.

## Mama Markus

„Meine Mutter heißt Markus. Er putzt unser Haus, wäscht meine Kleider und kocht uns zweimal täglich Essen. Und mein Papa, die Sabine, geht täglich zur Arbeit.“, schreibt der kleine Manuel in seinem ersten Schulaufsatz.



In ihrer Sinnlichkeit üben Frauen große Anziehungskraft aus, Foto: Sarah Behn/pixelio.de

Väterkarenz ist schon längst kein tabu mehr. Warum auch? Soll sie ihren Job im Finanzamt aufgeben wenn ihm die Arbeit am Bau ohnehin nicht mehr gefällt und er lieber zu Hause beim Nachwuchs ist? Wenn die erfolgreiche Karrierefrau überhaupt noch ein Kind will, dann vermutlich über diesen Ausweg. Das Bild von der typischen Hausfrau verblasst, jenes vom „starken“ Geschlecht ebenfalls. Männer managen den Haushalt, Frauen erledigen die Gartenarbeit. Eigentlich gelten doch Frauen als das wichtigere Erziehungsorgan. Gefährdet die Karrieredame durch ihren Job also ihr Kind, oder sind die typischen Aufgaben einer Mutter auch leicht vom Vater zu schaffen? Von Fall zu Fall verschieden, würde ich meinen. In einem sind wir (meisten) Männer uns aber doch hoffentlich einig: Ohne Frauen geht es nicht. Die schönsten Dinge des Lebens funktionieren eben nur als trautes Paar: Familie gründen, in den erholsamen Liebesurlaub fahren und das Ausleben sexueller Sinnlichkeiten.

Oscar Wilde meinte: „Wer eine gute, verständige und schöne Frau sucht, sucht nicht eine, sondern drei.“ Manche können dieser Aussage vermutlich nichts abgewinnen. Entweder haben sie ihre Traumfrau bereits gefunden, oder die „bessere Hälfte“ sitzt gerade nebenbei.

**Simon Wegleiter**



Simon und Manfred Wegleiter, Foto: Wegleiter



Geschnitzte weibliche Holzlarve mit Haaren aus Flachs von Arnold Jäger (Sautens), Foto: Streng

# Autorinnen und Autoren

**Silvia Albrich**, freie Autorin und Journalistin; publiziert seit 1992 Porträts, Features, Dokumentationen, Reportagen, Kritiken und Glossen für Tages- und Wochenzeitungen, Illustrierte, Fachzeitschriften und Kulturberichte Tirol; Buchautorin

**Bakk. Laetitia Dufner**, Studium der Sportwissenschaften an der Universität Innsbruck, selbstständige Reit- und Sportlehrerin

**Dr. Ulla Furlinger**, Kunsthistorikerin; Autorin; seit über 20 Jahren in Kunst- und Kulturvermittlung tätig

**Renate Linser-Sachers**, seit 25 Jahren fotografierende Redakteurin, Journalistin und Werbeberaterin; Alleinverantwortliche eines Kaufmannschaftsmagazins; Mitaufbau Fachmagazin WellHotel; freie Mitarbeiterin Wirtschaftsmagazin Econova; Kooperationen mit Tourismusverbänden/Gästezeitungen sowie div. Hotelzeitungen

**Mag. Birgit Maier-Ihrenberger**, Studium der Kunstgeschichte; staatl. geprüfte Fremdenführerin; seit 2005 Museumsleiterin im Museum im Grünen Haus, Reutte; derzeit in Karrenz

**Mag. Verena Pahl**, Diplomstudium der Rechtswissenschaften an der Universität Innsbruck; danach als Leiterin der Rechtsabteilung bei Creditreform in Wien tätig sowie selbständig als Rechtsanwältin in Innsbruck mit Spezialisierung auf Zivil-, Unternehmens- und Insolvenzrecht

**Mag. art. Maria Peters**, Studium an der Univ. für Angewandte Kunst und an der Akademie der Bildenden Künste in Wien, dort Diplom im Jahr 2002; sie arbeitet viel auf Reisen und im Gebirge, Lebensmittelpunkt ist in Innsbruck; Näheres unter: [www.maria-peters.at](http://www.maria-peters.at)

**Florentine Prantl**, Kulturarbeiterin aus dem Ötztal, Geschäftsführerin von Pro Vita Alpina, Obfrau der Kulturinitiative Feuerwerk; Schwerpunkt der Kulturarbeit: grenzüberschreitende Vernetzung von Kulturvereinen und KünstlerInnen, Veranstaltungen, Feldforschung, Publikationen, regionale Projekte

**Dr. Inge Praxmarer**, freie Kunsthistorikerin; Mitarbeiterin des Tiroler Kunstkatasters, verschiedener Museen und Ausstellungsräume; Ausstellungskuratorin, Erstellung von Museumskonzepten

**Dr. Edith Schlocker**, Kunsthistorikerin, Kulturjournalistin mit Schwerpunkt Bildende Kunst und Architektur, Mitarbeiterin u.a. der Tiroler Tageszeitung, Architektur Aktuell und Parnass

**Ursula Strohal**, freie Kulturredakteurin mit Schwerpunkten Musik, Theater, Literatur, Tanz

**Mag. Gabriele Wild**, Studium der Germanistik und Slawistik in Innsbruck und Berlin; seit 2010 Programmgestaltung im Literaturhaus am Inn, seit 2013 Leitung und Organisation der Innsbrucker Wochenendgespräche, Rezensionstätigkeit und verschiedene Arbeiten zur zeitgenössischen deutschsprachigen Literatur

**Manfred Wegleiter**, BRG-Matura, gelernter Bankkaufmann; später Journalist, heute Hobbyschreiber, Hobbyforscher und Hobbyobstbauer, lebt in Haiming

**Simon Wegleiter**, HAK-Absolvent, Assistent der Geschäftsführung bei der Firma Hörmann-Eier GmbH. in Wattens und freiberuflicher Journalist, Obstbauer, Vereinsmensch, lebt in Haiming



